


GAUDEO

Schl. D.
Wezlar. 1783.

Bajon's
ältesten Ober-Wundarzt auf der Insel Cayenne

Abhandlungen

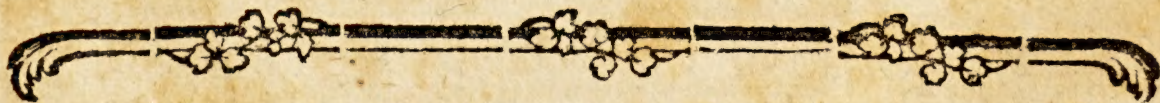
von

Wunden, Entzündungen und Geschwüren, und deren Behandlung in heissen Ländern.

Aus dessen Nachrichten zur Geschichte von Cayenne und dem französischen Guiane.

Aus dem Französischen.





Erfurt, 1780.
bey Georg Adam Keyser.

Herrn Bajon's

ältesten Ober-Wundarztes auf der Insel Cayenne ꝛc.

Nachrichten

zur Geschichte von Cayenne

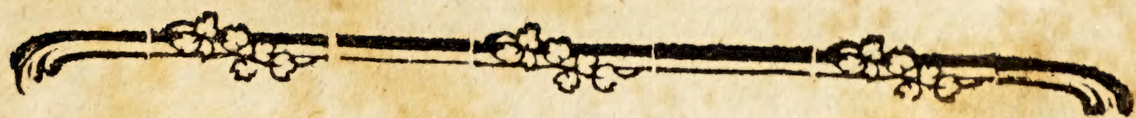
und

dem französischen Guiane.

Erster Theil.

Aus dem Französischen.





Erfurt, 1780.

bey Georg Adam Keyser.


RPJCB

Vorrede
zur Uebersetzung.

Da ich als ein neuer Uebersetzer vor meinen Landsleuten erscheine, so muß ich Sie zum Eingang um Erlaubniß bitten, Ihnen zu sagen, warum ich da bin. Uebergibt uns doch unser Schneider keinen neuen Rock, ohne zu sagen: Da bring ich Ihr Kleid! Verteutschungen ausländischer, besonders englischer und französischer Schriften mehren sich noch immer mehr, als sie sich mindern; und noch immer sagt man vielen

derselben mit Recht nach, daß sie entweder das vaterländische Gewand nicht verdienten, oder in Hände geriethen, die sie verunstalteten. Sollte auch ich dieser lästigen Dienstgeflissenheit zu zeihen seyn?

Im Jahr 1777 erschien zu Paris ein Werk in zween Oktavbänden, mit einigen Kupfern, unter dem Titel: Memoires pour servir à l'Histoire de Cayenne, & de la Guiane françoise &c. par M. *Bajon*, ancien Chirurgien Major de l'Isle de Cayenne & Dépendances &c. d. i. Herrn Bajon's, ältesten Ober-Wundarztes auf der Insel Cayenne und deren Gebiete, Nachrichten zur Geschichte von Cayenne und dem französischen Guiane, enthaltend die Beschreibung des dortigen Klima und Krankheiten, nebst Bemerkungen über die Naturgeschichte und den Landbau. Wenig

nig Bücher werden mit so lautem und so allgemeinem Beyfall aufgenommen, als es dieses im Schoose seines Vaterlandes ward. Alle französische gelehrte Anzeigen machten sichs zur Pflicht, ihm Weyhrauch zu streuen, und die königliche Akademie der Wissenschaften zu Paris ertheilte ihm das schmeichelhafteste Zeugniß. Dis erregte in mir den Wunsch, es selbst zu lesen; ich fand, daß der gallicanische Richterstul weder zu wenig, noch zu viel für seinen Landsmann gethan hatte; ich entschloß mich, es zu übersetzen.

Aus dem vorher angezeigten allgemeinen Titel leuchtet jedem ein, daß dieses Buch, so wie es in der Grundsprache vor uns liegt, nicht allen Lesern durchgehends und gleich wichtig und angenehm seyn kann. Unser Wundarzt kann ruhig und dem Staate nüz-

lich leben, ob er gleich den Parraqua und Racou nicht kennt; der eigentliche, blos praktische Arzt wünscht blos von den unter fremden Himmelsstrichen im Schwang gehenden Krankheiten und bewährten Gegenmitteln unterrichtet zu seyn; und der Naturgeschichtsforscher dankt uns geflissenst für unsre schönsten Abhandlungen von Wunden, Geschwüren und dem Brand.

Die Bajonischen Beyträge enthalten einen dreyfachen Stof: Arzneywissenschaft, Wundarzneykunst, und Naturgeschichte. Damit nun jeder Liebhaber das Seinige nuzzen könne, ohne gezwungen zu seyn, auch für das ihm unnöthige und unnüze zu zahlen; habe ich die enthaltenen Materien nach ihrem Hauptinhalt abgesondert und gesammlet, und liefere in diesem Bändgen den Wundärzten

das

das ihrige, unter dem Titel: Abhandlungen von Wunden, Entzündungen und Geschwüren und deren Behandlung in heisen Ländern; zween folgende Theile gehören dem Arzt, und die beyden lezten dem Liebhaber der Naturkunde.

Der Herr Verleger, dessen Freund zu seyn ich die Ehre habe, macht es sich bey allen seinen Unternehmungen zum Gesez, dem schriftliebenden Publikum gefällig und nüzlich zu seyn; er wird also den Liebhabern zu Gefallen, welche das Buch in der Uebersetzung ganz zu besitzen wünschen, auch noch einen Haupttitel beydrucken lassen. Und so würde dieses der Geschichte von Cayenne erster Theil.

Von diesem muß ich noch kürzlich etwas erwähnen. Der Herr Verfasser gehört zu

der kleinen Zahl edler Aerzte, welche nicht blindlings an überkommenen Vorschriften kleben, sondern ihre Wissenschaft auf Erfahrung und Vernunft gründen, und die Natur in der Natur studiren. Er übte seine Kunst zwölf Jahre lang zu Cayenne, wo er ein weites Feld hatte, nüzliche Bemerkungen zu machen; er besaß einen mit allen Fähigkeiten begabten Beobachtungsgeist, und dabey zu viel Grosmuth, als daß er, nach dem Beyspiel einiger neuerer Schriftsteller, einer Hypothese zu Liebe, Geschichten formen, und Hirngespinste für wahre Ereignisse verkaufen sollte: dis macht uns seine Erfahrungen doppelt wichtig.

Weit erhaben über die Ruhmredigkeit seiner Landesleute, welche uns gern überreden mögten, Frankreich sey das einzige Land,

wo,

wo, wie alle andre Wissenschaften, auch die Wundarzneykunst zur höchsten Vollkommenheit gebracht worden, sah er eine Menge Vorurtheile und Fehler in- und auserhalb im Schwange gehen, die da, wo auch außer dem Wundarzt alles zur Verschlimmerung der Krankheiten beyträgt, von noch gefährlichern Folgen waren. Menschen- und Wahrheitsliebe galt ihm nun mehr, als Vaterlandsstolz; er wagte es, öffentlich zu sagen, daß man auch in Frankreich irren könne.

Statt meines eignen Urtheils über den Werth dieser Abhandlungen, wiederhole ich hier blos dasjenige, was der Herr Verfasser davon in seiner (zu dieser Uebersetzung sonst unnöthig gehaltenen) Vorrede selbst spricht: „Der zweete, dritte und vierte Abschnitt,“ (nemlich im zweeten Theil der Geschichte von

Cayenne, nach dem Original) „begreifen
„die Geschichte und Behandlung chirurgischer
„Krankheiten in Rücksicht auf heisse Länder.
„Dieser wichtige Punkt der Heilkunde ist zuverläßig ganz neu, und, so viel ich weiß,
„noch von niemand behandelt. Man wird
„indessen sehen, wie vieler Verbesserungen
„und Abänderungen das gewöhnliche Verfahren in Krankheiten unter solchen Himmelsstrichen fähig ist." Ein so bescheidner Mann sagt von seiner Arbeit gewiß immer weniger, als er sagen könnte!

Ich muß noch einem doppelten Einwurf begegnen, den man wider die Nuzbarkeit meiner Uebersetzung machen könnte: Erstlich, was hilft es einem teutschen Wundarzte, das Verfahren seines Kunstverwandten in heissen Ländern zu wissen, da er seine Kunst unter einem

nem gemäsigten, mehr kalten Himmelsstrich übt? Ich antworte: Dennoch viel! Der teutsche Wundarzt muß sich nur einbilden, daß er jährlich etliche Monate in Cayenne zu thun hat. Es ist dieses ein Theil von der südamerikanischen Provinz Guiane, von welcher es durch zween im Innern des Landes entspringende Flüsse zur Insel abgeschieden wird. Seine Lage ist nahe bey der Linie, (vier Grad, sechs und funfzig Minuten nördlicher Breite) und doch ist sein Clima viel gemäsigter, als man glauben sollte; die Ursachen führt der Herr Verfasser anderwärts an, sie sind lange Nächte, bey schönem heitern Himmel, Seewinde, und die Menge Bäume, welche dieses Land bedecken. Der Reaumurische Wärmemesser zeigt dort in den heissesten Sommertagen (im Weinmonat) acht und zwanzig, im Winter aber drey

bis vier und zwanzig Grad. Haben wir nicht auch hier Sommertage, wol Monate von fast gleicher Hitze, und wirkt diese nicht auch auf unsre Kranken das nemliche?

Auch stirbt der Mensch nicht immer, Bäumen gleich, da wo er erwuchs: Der Teutsche sucht und verträgt alle Himmelsstriche; eine Unterweisung, wie er sich unter brennendem Himmel zu verhalten habe, kann ihm also nicht gleichgültig seyn. Wie viele unsrer Wundärzte folgen jezt in Amerika und Westindien germanischen Fahnen?

Der zweete Einwurf betrift die angeführten Heilmittel, die größtentheils bey uns nicht zu bekommen, folglich auch nicht zu gebrauchen sind. Ueberlegt man aber, daß unser Herr Verfasser dieses oder jenes Mittel nicht deswegen rieth, weil es so oder so hies;

sondern,

sondern, weil es der vorhandnen Anzeige entsprach, und weil es an dem Orte, wo man dessen bedurfte, leicht und unverdorben zu bekommen war; so fällt dieser Einwurf sogleich hinweg. Wir haben auch hier erschlaffende, stärkende, erweichende, zusammenziehende, reinigende, äzende und andre Mittel; alles beruht nur darauf, daß wir eine den vorhandnen Umständen angemeßne Heilanzeige vestsetzen. Es müßte ein schlechter Wundarzt seyn, der nicht alsdann unter einheimischen, oder leicht zu habenden Arzneyen eine wählen könnte, die dem Endzweck entspräche. Wegen des so oft angeführten Tassia muß ich noch insonderheit bemerken, daß, obgleich der Herr Verfasser dafür hält, der europäische Weingeist ersetze seine Stelle nicht genugsam, doch der sehr gelehrte Herr Professor Gruner in Jena das Gegentheil behauptet *). Ich erinnere mich bey dieser Gelegenheit, daß mein verehrter Lehrer, der mit der Wundarzneykunst

so

*) S. Disp. de specifico antipodagr. americ.

so vertraute Herr geheime Rath Kaltschmied, dem höchst rectificirten Weingeist viele Kräfte beymas.

Was endlich meine Uebersetzung selbst anlangt, glaube ich, die Urschrift verstanden und so übertragen zu haben, daß es meine Schuld nicht ist, wenn der Leser sich in der wahren Meynung des Herrn Verfassers irrt. Allerdings kann man mir vorwerfen, ich habe wörtlich übersezt: aber doch, denk ich, ohne meine Sprache zu radebrechen. Warum sollte ich meinen Mann nicht nach seiner Art reden lassen? Der geneigte Leser bedenke, daß es zweyerley ist: ein Buch schreiben, und eins übersetzen.

Der Uebersetzer.

Erste



Verzeichnis der abgehandelten Materien.

Erste Abhandlung.

Zwote Abhandlung.

Dritte Abhandlung.



Erste Abhandlung.

Ueber die Behandlung der Wunden in Beziehung auf heisse Länder *).

Erstes Kapitel.
Von den Wunden überhaupt.



So wie die innerlichen Krankheiten in heissen Ländern nicht immer gleich so beschaffen sind, wie in gemäsigten, oder kalten Gegenden; sondern in ihrer Entwickelung, Fortgang, Steigen, Heftigkeit

*) Im Jahr 1772. übersendete der Verfasser der königlichen Akademie der Wundarztneykunst eine Abhandlung über die Kur der Wunden und Geschwüre in Rücksicht auf heisse Länder, worin er die in gegenwärtigem Aufsaz angegebne Lehre einführte; diese gelehrte Gesellschaft billigte seine Arbeit, und ertheilte ihm dafür im Jahr 1773 den Preiß.

tigkeit der Zufälle, Ausgang, und erforderlichen Gegenmitteln gewisse wesentliche Verschiedenheiten zeigen; so sind die äusserlichen Krankheiten eben dergleichen Abänderungen unterworfen, die man genau kennen muß, wenn man in der Kur gründlich zu Werk gehen will. Bisher hat noch niemand auf diesen in heissen Ländern so wichtigen Gegenstand der Heilkunde gesehen; deswegen wird daselbst auch die Wundarzneykunst von vielen auf eine blinde, unregel- und handwerksmäsige Weise getrieben. Das Licht, welches verschiedene Glieder der königlichen Akademie der Wundarzneykunst über diese wichtige Materie verbreitet haben, hätte jedoch eine grose Anzahl Irrthümer und Vorurtheile, die sich so viele Jahrhunderte durch erhalten haben, ausrotten sollen. Herr Pibrac*) schlug uns eine neue, auf Erfahrung und Beobachtung gegründete Behandlung der Wunden vor, und die Bemühungen der Herren Fabre und Louis**) hätten uns endlich auf den Weg zurückführen sollen, den die Natur seit so langer Zeit schon vorzeichnet; aber diese vortreflichen Kenntnisse haben sich wenig ausgebreitet, und noch immer sieht man eine Menge Praktiker sich sklavisch an die von verschiednen Schriftstellern

*) Siehe Memoires de l'Academie Royale de Chirurgie, Tom. XI. pag. 99. et suivantes, edition in 12.

**) Ebendaselbst, S. 116 u. 167.

stellern angegebnen und in den Schulen gelehrten Vorschriften binden.

Forscht man nach der Quelle dieser Irrthümer, so findet sie sich darin, daß man die Behandlung der Wunden mit Verlust von Substanz, mit allzugroser Strenge auf bestimmte und unabänderliche Regeln hat einschränken wollen. Man glaubte, bey diesen Krankheiten verschiedne Zeitpunkte beobachten zu müssen, und diese, hieß es, erfordern zeitigende, (suppurantia) reinigende, (detergentia) fleischmachende, (sarcotica) und endlich trocknende, (desiccantia) Mittel. Indessen zeigt die Beobachtung täglich, daß eine Wunde durch ein einziges, empirisch gebrauchtes Mittel, und welches nach den allgemeinen Begriffen nicht einer einzigen Heilanzeige ganz angemessen ist, vollkommen geheilt werden könne. Schon diese, obwol nur durch blose Erfahrung an die Hand gegebne Erscheinung hätte uns anreizen sollen, gründlich über die Hülfsmittel der Natur und die Gränzen unsrer Kunst nachzudenken. Da man in Europa die Menge von Salben, welche sonst zur Kur der Wunden vorgeschlagen wurden, verworfen hat, weil sie nicht allein unnüz, sondern oft auch der heilsamen Naturwirkung entgegen sind; wie wichtig und nothwendig muß es nicht seyn, diese topischen Mittel in solchen Himmelsstrichen bey Seite zu setzen, wo ihnen die starke und durchs ganze Jahr gleich heftige Hitze die schlimmsten und der Heilung

dieser Krankheiten gerad entgegengesezten Eigenschaften giebt? Alle Salben, die auf den Inseln gebraucht werden, kommen aus Europa, und sind, wenn sie an ihrer Bestimmung anlangen, fast immer verdorben; einige gähren, säuren, oder faulen; andre sind ranzigt, scharf und im höchsten Grad reizend. So wahr und unläugbar dis alles ist, so sieht man doch, wenn man das Verfahren der mehresten auf den Inseln wohnenden Wundärzte betrachtet, daß sie den häufigsten Gebrauch von allen nur bekannten Salben machen. Die aus einer Menge solcher Salben zusammengesezten Digestive werden immer gebraucht, um die erste Anzeige bey einer Wunde mit Verlust von Substanz zu erfüllen; die verlohrnen Theile zu ergänzen, braucht man den Balsam des Arcäus: und, glaubt man endlich, daß es Zeit sey, Mittel anzuwenden, welche die Vernarbung befördern können, so sucht man Salben aus, die man zu diesem Zweck dienlich glaubt. Was erfolgt aber bey diesem Verfahren? Die Digestive, deren wir gedacht haben, anstatt die Anzeige nach Wunsch zu erfüllen, erzeugen überflüssiges und bösartiges Eyter; die äuserste Schärfe der fleischmachenden Mittel verursacht unzählige Reizungen, nebst Geschwulst und beständigen Bluten des Fleisches. War dieses vorher vest, körnicht (grénues) und röthlicht, so wird es nun weich, und bekömmt eine weislichte Farbe. Der Kranke beschwert sich

sich in einem hin, daß dieses neue topische Mittel ihm heftige Schmerzen errege, die Wunde wird immer je schlimmer, man fährt aber dennoch mit diesen Mitteln fort; die Wiedererzeugung des Fleisches, heißt es, ist durchaus nöthig, und ohne diese Beyhülfe kann sie nicht entstehen; endlich, wenn man mit dieser Anzeige fertig zu seyn glaubt, so werden die vernarbenden Mittel vorgesucht, und diese bestehen wiederum in Salben, die im höchsten Grad ranzicht sind, z. B. dem Album Rhasis, dem Diapompholygos, u. a. m. Durch die Wirkung aller dieser Mittel wird oft eine Wunde, die der Heilung nahe war, verändert, und es wird aus ihr eins der hartnäckigsten Geschwüre. Ausser diesen Mitteln, welche man, ohne Rücksicht auf ihre Folgen, mit größter Emsigkeit braucht, pflegt man auch noch über die Federmeisel ein Pflaster aus Onguent de la Mere *) zu legen, das dick geschmiert und viel gröser als die Wunde selbst ist; die aus diesem Pflaster entstehenden Reizungen erregen hier starke Geschwulst, es schiessen Blättergen auf, die heftig jücken, manchmal schlägt eine leichte Entzündung dazu, welche anhaltend wird, und sich nicht wegbringen läßt, die Wunde mag so stark eytern, als sie will. Ausser diesen schädlichen Wirkungen verschließt das Onguent de la Mere auch noch die Schweißlöcher, verhindert

*) Besteht, wie das Emplastrum nigrum coctum aus Bleyweis, Oel, Fett, u. d. gl.

dert im Anfange der Wunde die Ausdünstung, und vermehrt die Verstopfung und Entzündung, wovon wir so eben gesprochen haben. Nach dieser Abschilderung des Verfahrens, welches die mehresten Wundärzte in heissen Ländern beobachten, wird man sich nicht mehr über die grose Menge Geschwüre wundern, die in diesen Gegenden vorkommen, und sich so schwer heilen lassen. Die schlimmen Wirkungen aller dieser äuserlichen Mittel hätten indessen doch vielen Leuten, welche Gelegenheit haben, so etwas täglich zu beobachten, die Augen öfnen können, und so viele glückliche Kuren, welche die Neger oder Negerinnen durch ein einziges, aus irgend einer Pflanze hergenommenes Mittel bewirken, sollten jeden überzeugt haben, daß diese methodischen Behandlungen mehr die Folge eines alten Vorurtheils, als die Frucht einer genauen Beobachtung sind.

Wenn man sorgfältig Acht giebt, was bey einer ihr selbst überlassenen Wunde vorgeht, so wird man bald gewahr werden, daß der methodische Gang, den man zu Heilung dieser Krankheiten in so strenger Ordnung vorgezeichnet und mit so groser Genauigkeit eingeprägt hat, mehr ein Werk der Einbildung, als der Erfahrung ist. Die Heilung der mehresten Wunden, wobey Verlust der Substanz ist, wird fast immer durch die Natur allein bewirkt; die Kunst trägt nur sehr wenig dazu bey. Die erste Erscheinung bey diesen Krank-

heiten, nach dem Bluten, ist eine schmerzhafte Geschwulst im Umfang der Wunde, und dieses Aufschwellen ist um so nöthiger, da es allein für sich die Eyterung zu Stande bringt, wodurch die Heilung geschieht. Es ist ganz unnüz und falsch, daß man in diesem ersten Zeitpunkte, so viele zeitigende und eytermachende Mittel äusserlich auflegt; denn sie sind nicht allein unfähig, den verlangten Endzweck zu bewirken, sondern sie erzeugen auch jene Menge verschiedner Zufälle, die man aus Vorurtheil andren Ursachen zuschreibt. Die Kraft, welche man verschiednen Mitteln beymißt, die verlornen Substanzen wieder zu erzeugen, scheint nur blos auf Einbildung zu beruhen, und hätte auch eine solche Wiedererzeugung statt, würde die Natur allein nicht diesem Geschäfte gewachsen seyn? Man muß also durchaus die fleischmachenden Mittel nicht allein für unnüz bey Behandlung der Wunden, sondern auch für solche Dinge halten, welche den heilsamen Absichten der Natur zuwiederlaufend, und sehr geschickt sind, ihre Wirkungen zu verhindern, oder aufzuhalten. Im lezten Zeitpunkt stellt sich die Vernarbung ein; diese Wirkung findet durchgängig statt, und ist zur vollkommenen Heilung unumgänglich nöthig. Bey vielen Wunden, die man Thieren von allen Gattungen beygebracht, hat man beobachtet, daß selbige, ob sie gleich sich selbst überlassen wurden, doch sehr gut heilten; dieses lehrt uns also, daß die

Natur für sich hinreichend ist, auch diese Anzeigung zu erfüllen, und daß die Kunst sich blos darauf einschränken soll, die Hindernisse, welche sich der Naturwirkung etwa entgegensetzen, wegzuräumen, und diese in solchen Fällen, wo sie zu langsam wirkt, zu unterstützen. Die obenerwähnten topischen Mittel, die man in diesem Fall anzuwenden pflegt, thun keiner einzigen dieser Anzeigungen Genüge, und verdienen um so mehr eine gänzliche Verbannung, je mehr sie durch ihre Eigenschaften, welche wir dargethan haben, innere Wirkungen hervorbringen, die dem gewünschten Zweck entgegen sind. Aus allen diesem erhellet, daß die Kunst bey solchen Wunden, die mit Verlust von Substanz verknüpft sind, weiter nichts thun müsse, als die Hindernisse, die ihrer Wirkung widerstehn, aus dem Wege zu räumen. Diese Hindernisse, welche meinen Hauptgegenstand ausmachen, hängen von der Natur des Clima ab, und lassen sich um so schwerer heben, da ihre Ursache beständig und immer die nemliche ist.

Denkt man den Wirkungen *) nach, welche das dortige Klima auf die thierische Maschine hat, so wird man leicht einsehen, daß die äusserste

*) Diese Wirkungen gründen sich theils auf die immer gleich starke Hitze, und feuchte Luft, theils auf die daselbst gebräuchlichen Nahrungsmittel, welche entweder zur Fäulniß geneigt, oder zu wenig nahrhaft sind. Man bemerkt davon Ausdehnung der Säffte, vermehrte Ausdünstung, Erschlaffung der vesten Theile, Zähigkeit des Bluts, Schärfe der Galle, u. d. gl

äusserste Erschlappung der vesten Theile diejenigen Hindernisse erzeugt, welche ich jezt in verschiedenen Abschnitten durchgehen will, ehe ich die Mittel anzeige, die mir in diesen Krankheiten und in Rücksicht ihrer verschiedenen Zeitpunkte die dienlichsten geschienen haben.

1.) Die Wunden nehmen an dem Zustand der Erschlappung, worinn sich die vesten Theile befinden, so starken Antheil, daß sie eine ausserordentliche Menge Eyter geben, daß das Fleisch schwillt, weich, weißlicht, wenig empfindlich wird und alle Eigenschaften verliert, die, wie man weiß, zu seiner Vernarbung erfordert werden. Hieraus sieht man, wie sehr der Gebrauch solcher topischen Mittel, als wir gedacht haben, diesem Zustande entgegen ist, wenn auch wirklich diese Mittel keine der bösen Eigenschaften hätten, die ich ihnen weiter oben Schuld gegeben habe. Es vermehren in der That diese Salben allemal, wenn sie auch im bestmöglichsten Zustand sind, vermöge ihrer fetten und erschlaffenden Natur, die schon vorhandnen Wirkungen der beständigen Hitze des Klima; die Verschwärung wird dadurch stärker, und die Mündungen, aus welchen sich die Eytermaterie ergießt, bleiben so weit geöffnet und so schlapp, daß sie schon Eyter geben, ehe dasselbe noch seine gehörige Zubereitung erlangt hat. Es ist also höchstnöthig, dergleichen äusserliche Mittel zu vermeiden, und an deren Statt andre zu brauchen, welche den Theilen Kraft

und Spannung geben. Die trockne, ausgefasete Leinwand, so wie Herr Pibrac sie vorgeschrieben hat, ist ohne Zweifel ein sehr schickliches Mittel, diese Anzeige in gemäsigten und kalten Ländern zu erfüllen; ich habe aber bemerkt, daß in heissen Ländern seine Kraft nicht wirksam genug ist; überdies ist die Eytermaterie, in diesen Gegenden, fast allemal dicker und zäher, als sonst irgendwo, daher sie nur in wenig Fasern der geschabten Leinwand, die man auf die Wunde legt, eindringt; und wenn sie durch Zerstreuung des wässerigten Theils noch dicker geworden, so macht sie mit der gefasten Leinwand eine Art von Rinde, welche sich am ganzen Umfang der Wunde ansezt, die Eytermaterie, welche weder frey abfliessen, noch durch die Leinwandfasern durchdringen kann, zurückhält, und nachdem sie mehr oder weniger scharf ist, am frischen Fleische verschiedne Zufälle erregt. Bey andern Fällen habe ich bemerkt, daß das Auflegen der troknen Leinwandfasern weder die allzustarke Verschwärung, noch das Aufschwellen des Fleisches hinderte, so wie bey andern Gelegenheiten ihr Gebrauch ein beständiges Bluten der Wunde verursachte.

Das Wundmittel, welches ich mit dem größten Nutzen gebraucht habe, und welches mir den gegenwärtigen Zweck am vollkommensten zu erfüllen schien, war eine leichte Abkochung etlicher im Lande wachsender Wundkräu-

ter, zu welcher ich ein Drittheil Taffia* sezte. Man wäscht die Wunde und die Gegend um selbige sorgfältig mit dieser Abkochung, befeuchtet damit die Federmeisel, welche man hinein bringt, und ein dünnes Bäuschgen, welches darüber gelegt wird. Dieses Mittel macht die Verschwärung fast allemal gutartig, weder zu stark noch zu schwach, und das Fleisch bleibt vest, körnicht und roth, ohne aufzuschwellen, falls nicht eine fremde Ursache zu der Krankheit schlägt. Wenn die verwundeten Personen cacochymisch sind, wenn das Blut und die andern Säfte ihre natürliche Consistenz zum Theil verloren, die vesten Theile wenig Spannkraft haben, und viele Feuchtigkeiten in sich enthalten; (wie man denn dieses gemeiniglich findet,) so muß man dieses äusere Mittel durch Hinzuthuung einer grösern Dose Taffia verstärken, und weniger vom abgekochten Wundwasser nehmen: ja, man darf sich kein Bedenken machen, diesen geistigen Liquor für sich allein anzuwenden; es ist mir damit in vielen solchen Fällen geglückt, wo mir eine sehr bösartige Vereyterung unter Handen kam. Der Taffia ist in der That zur Kur der Wunden vortreflich, und hat dem Anschein nach mehr Kraft als unser europäischer Weingeist, denn ausser seiner stärkenden Kraft, die in den angeführten Fällen so heilsam und nöthig ist, enthält

*) Taffia ist eine Art Brandewein, der aus dem Saft des Zuckerrohrs durch die Gährung gemacht wird.

hält er auch noch viele ölichte Theile, die ihn sehr balsamisch, und folglich zur Heilung der Wunden, wovon hier die Rede ist, sehr geschikt machen. Ueberdis schränken sich seine Wirkungen hierauf nicht allein ein, sondern er bewirkt auch noch eine gelinde Auflösung im Umfange der Wunde, wo man mehrentheils Verstopfungen findet, die der Heilung Hindernisse verursachen. Endlich hat erwähnter Liquor bey den Wunden dieser Erdstriche den Nutzen, daß er die Vernarbung des Fleisches, ohne Einschrumpfung, bewirkt; daher man sich dieses Mittels meistentheils, vom Anfange der Schwärung einer Wunde an, bis zu ihrer völligen Zuheilung bedienen kann. Es ist auch nüzlich, seinen Gebrauch noch lange Zeit nach erfolgter Vernarbung fortzusetzen, damit selbige ihre gehörige Vestigkeit erhalte, und nicht, wie sonst oftmals geschieht, wieder platze und aufbreche.

2.) Es ist aber nicht allein, wie schon gesagt worden, nöthig, aus der Klasse der Wundarzneyen die Salbenmenge, die man unmittelbar aufs rohe Fleisch zu bringen pflegt, zu verbannen, sondern es ist auch höchst wichtig, sich aller Pflaster zu enthalten, die man gewöhnlicher Weise auf die Federmeisel streicht, um sie an Ort und Stelle zu erhalten: ich habe schon oben ihre schlimmen Wirkungen angezeigt, und glaube daher, daß es besser sey, an ihrer Stelle ein doppeltes, in gekochtes Wundwasser (decoctum vulnerarium) oder Taffia

getauch=

getauchtes Bäuschgen zu gebrauchen. Auch ist noch eine wesentliche Vorsicht bey der Wundenkur in heissen Ländern zu beobachten, daß man nämlich nicht zu viel Linnenzeug darauf lege, weder an Bäuschgen noch Binden: weil diese den kranken Theil ohne Noth erhitzen, und hierdurch das Scharfwerden der ausfliessenden Materie beschleunigen.

3.) Grose Wunden, und die stark eytern, müssen in diesen Landesstrichen öfterer, als in gemäsigten und kalten, verbunden werden; denn die Hitze der Luft und des kranken Theils machen in sehr kurzer Zeit die aufgelegten Sachen, und die ausfliessende Eytermaterie äusserst faul, und verursachen oftmals schlimme Zufälle, dergestalt, daß kurz nach dem Verband der kranke Theil einen unerträglichen Gestank bekömmt, und oft voll kleiner Würmer wird, die sich in sehr kurzer Zeit entwickeln und wachsen. Unter diesen Umständen muß man ordentlicher Weise täglich zwey, auch wol nach Befinden dreymal frisch verbinden; und in den Zwischenzeiten muß der Verband sorgfältig mit geistigen Mitteln, wozu man eine Abkochung von Chinarinde, oder einer andern sehr bittern Pflanze thut, sorfältig benezt werden. Eben so verhält es sich mit der Oefnung des ersten Verbandes nach einer wichtigen Operation; es muß solches eher geschehen, als unter gemäsigten Himmelsstrichen, weil das Blut, welches alle Stücken des Verbands durchdringt,

in

in wenig Zeit durchaus faul wird, und abscheulich stinkt. Wäre es bey den ersten Verbänden auch nicht möglich, alle gezupfte Leinwand, die unmittelbar an den zerfleischten Theilen hängt, wegzunehmen, so muß wenigstens alles das losgemacht werden, was ohne starken Reiz geschehen kann, und man muß alle zum Verband nöthigen Stücke erneuern.

4.) Den Umfang der Wunden muß man sorgfältig rein halten, damit die Ausdünstung daselbst erleichtert werde; dieses ist eine Sache von weit wichtigern Folgen, als man glauben sollte. Wenn die häufige ausdünstende Materie, die nach der Haut zuströmt, keinen freyen Ausgang findet, so muß sie sich darinn anhäufen, und verursacht dadurch eine Geschwulst, die mehrentheils entzündungsartig ist, und die Heilung der Wunden gar sehr hindert. Man wasche daher, bey jedesmaligem Verbinden, die Wunde und ihren Umfang, mit einem auflösenden Liquor, wie der vorhin gedachte ist, oder auch mit Taffia, und lasse auf der Haut um die Wunde herum keinen Unrath, der vom Eyter oder den aufgelegten Heilmitteln entsteht, noch das mindeste ölichte oder fette.

5.) Bey der Heilung dieser Wunden muß man den größten Bedacht auf die sogenannten nicht natürlichen Sachen nehmen, und auf derselben rechten Gebrauch sehen. Es ist daher höchstnöthig: 1.) den Kranken in reiner und trockner Luft zu halten. In einem Kran-

kenhaus

kenhaus muß man die vorhandnen Ausdünstungen dadurch verbessern, daß man von Zeit zu Zeit in den Stuben oder Sälen gewürzhafte Sachen oder Zucker verrauchen läßt; auch muß man in diesen Sälen immer auf Reinlichkeit sehen, und die Fenster beständig offen erhalten, damit die Luft freyen Zug habe. 2.) Sind es beträchtliche Wunden, so müssen die Kranken nach Erfordern eine strenge Lebensordnung halten; denn, versäumt man dieses, so wird die Verschwärung allzustark, oft bösartig, und es kostet viele Mühe, sie wieder gutartig zu machen, und auf den gehörigen Gehalt zurückzubringen. Nächst diesem ist es wesentlich, daß man unter den Nahrungsmitteln nur solche auswähle, die sich zu dem Zustande des Kranken schicken. Ich habe durchgehends bemerkt, daß der Genuß thierischer Speisen, so wie auch die abgezognen geistigen Wasser der Heilung der Wunden zuwider sind. Man muß also die Kranken, so viel möglich, an frische Gemüse halten; bey der Mahlzeit können sie ein wenig mit sattsamen Wasser verdünnten Wein trinken, in den Zwischenzeiten aber sich eines stärkenden, gelind zusammenziehenden Tranks bedienen. Gegohrne Getränke, als Bier, Tannenbier, Cider (Apfel- oder Birnmost) sind auch nicht schädlich, nur muß man sie mit genugsamen Wasser vermischen. Uebrigens geben auch die Zufälle bey Wunden, und das Befinden des Verwundeten, noch besondere Anzeigungen,

die

die sich auf die Lebensordnung beziehen. 3.) Ruhe und Stilleliegen ist durchaus nothwendig, wenn die Wunde heilen soll; denn bey der geringsten Bewegung schwellen die kranken Theile merklich an. Sind die Wunden an den untern Gliedmasen, so wird unumgänglich erfordert, daß sich der Kranke vollkommen ruhig halte, und daß der verlezte Theil ein weiches Lager habe: ohne diese Vorsicht schwillt nicht allein der Umkreiß der Wunde, sondern auch das ganze untre Glied, und die Wunde wird sogleich bösartig; dieses kömmt vermuthlich von der Erschlaffung und wenigen Spannkraft der vesten Theile, welche nicht Kraft genug haben, die in ihnen enthaltnen Säfte fortzutreiben; diese leztern, unvermögend wider ihre eigne Schwere aufzusteigen, häufen sich anfangs im Umkreis der Wunde, und nach und nach immer weiter in den benachbarten Theilen an. 4.) Der Schlaf ist zur Heilung der Wunden eben so erforderlich, als die Ruhe; nichts bringt in der That schleunigere Veränderungen in diesen Krankheiten hervor, als unmäsiges Wachen, es entstehe nun entweder aus Schlaflosigkeit, oder Ausschweifungen des Kranken, oder andern zufälligen Ursachen. Die entsezlichen Ausleerungen, die man unter diesen Himmelsstrichen leidet, erfordern wahrscheinlich einen längern Schlaf, als sonst irgendwo, daher befindet man sich auch, wenn man von dem gewöhnlichen etwas abbrechen muß, in äusserster Kraftlosigkeit,

keit, alle Verrichtungen der Maschine scheinen in Unordnung gerathen zu seyn, und der Zustand der Wunden ändert sich augenbliklich. 5.) So lange die Wunde im Heilen ist, müssen die Feuchtigkeiten, die ausgeleert werden sollen, einen freyen Abfluß haben: ist die Eyterung zu stark, so sieht man sich oft genöthigt, dem Kranken eine Abführung zu geben, und den Leib durch Clystiere offen zu erhalten; fangen aber die Wunden an sich zu vernarben, so kann man des Purgirens überhoben seyn, wie wir nachher sagen werden. 6.) Endlich wirken auch heftige Leidenschaften gewaltsam auf die Wunden; Zorn und Liebe sind vorzüglich furchtbar, besonders bey beträchtlichen Wunden. Steigt der Zorn zu einem merklichen Grad, so bringt er jählinge Veränderungen hervor, oft stopft sich die Verschwärung, die Wunde wird trocken, das Fleisch schwarz und brandigt; die Eytermaterie wirft sich auf einen andern Theil, und richtet da bald grösere bald kleinere Verwüstungen an; in diesem Fall kostet es viel Mühe, die Wunde wieder in alten Stand zu setzen. Eben so verhält es sich mit den Ausschweifungen, denen man sich bey dem andern Geschlecht überläßt; ob sie gleich ihren Einfluß auf diese Krankheiten oftmals nicht so geschwind äussern, als der Zorn, so sind sie doch eben so gefährlich, und vernünftige Leute müssen immer sorgfältig Ausschweifungen dieser Art vermeiden, weil sie die heilsamen Wirkungen der Natur in Unordnung bringen.

Nachdem wir nun von den Fehlern geredet haben, die man in Heilung der Wunden überhaupt begeht, und die Hindernisse angezeigt haben, die durch so viele vom Klima abhängende Umstände der Kur in Weg gelegt werden; wollen wir nun mit wenigem das Verfahren angeben, welches man theils bey einfachen Wunden, wo nichts als die Wiedervereinigung erfordert wird, theils bey solchen, wo etwas von Substanz verloren gegangen, und endlich bey denjenigen, wo zugleich eine Quetschung vorhanden ist, beobachten muß.

Zweytes Kapitel.

Von den einfachen Wunden.

Die einfachen Wunden, wobey nichts von Substanz verloren gegangen, erfordern blos Wiedervereinigung, und hierinnen muß die Natur von der Kunst unterstüzt werden. Die erste Anzeige, welche man bey gedachten Wunden erfüllen muß, besteht darinne, daß man die Ränder derselben an einander füge und so beysammen erhalte; die Mittel, zu diesem Zweck zu gelangen, beruhen auf dem Verband und der Lage des verwundeten Theils. So bekannt der Vortheil dieses einfachen Verfahrens seit langer Zeit ist, so sieht man doch zu seiner Verwunderung noch viele Leute, die der alten Weisse ankleben,

ankleben, und noch heut zu Tag schmerzhafte Operationen vornehmen, die für ihre Kranken oft schlimme Folgen haben. Es ist zum Erstaunen, daß in diesem Theil der Heilkunde, nach so vielem darüber verbreiteten Licht, noch so viel blinde, aller Grundsätze und Kenntnisse beraubte Pfuscherey herrscht.

Die schlimmen Folgen vom Gebrauch der Nähte sind so bekannt, daß man sie aus der Kur einfacher Wunden gänzlich verbannen sollte: die Erfahrung hat bewiesen und beweißt noch täglich, daß unter der Hand geschickten Leute Verband und Lage in den meisten Fällen hinreichen. Man kann diesen Punkt nicht genug einprägen, um solche Wundärzte, die noch immer der alten Meynung und ihren Vorurtheilen anhängen, zu dem Entschluß zu bringen, sich davon los zu machen, und das einfachste und menschlichste Verfahren anzuwenden, das die Natur fordert, und womit sie die Wiedervereinigung glücklich zu Stande bringt.

Der Verband und die Lage *) sind also die einzigen Mittel, die man anwenden muß, um die Ränder einer Wunde an einander zu fügen, und man braucht daneben nichts als geistige Mittel, wie z. B. den Taffia, worein man den ganzen Verband taucht, und diesen von Zeit zu Zeit damit benezt. Sollte bey

*) Die trockne Naht muß mit zu diesen Mitteln gezählt werden, und gehört zu den verschiedenen Arten des Verbandes.

beträchtlichen Wunden, kurz nach ihrer Wiedervereinigung, eine starke Entzündung zuschlagen, so sezt man zum Taffia eine gelind erschlaffende Abkochung, die man aus den Blättern des Baumwollenbaums und inländischem Eibisch (Althaea) macht; scheint der Verband zu eng, so muß man ihn nachlassen, und ihn immer feucht erhalten, damit er nicht zu schlapp wird. Alle drey, höchstens vier Tage muß man den ganzen Verband abnehmen und frisch machen, weil die Leinwand warm und übelriechend wird; und weil man den verbundnen Theil nebst der Wunde waschen muß, damit sich daselbst kein Unrath anhäufe und Reiz verursache. Bey Abnahme des ersten Verbandes muß man alle mögliche Sorgfalt brauchen, daß die Lefzen der Wunde, die schon einigermasen vereinigt seyn müssen, nicht wieder getrennt werden; weil sonst die Heilung gewaltig verzögert würde. Man macht hierauf einen neuen Verband, und nimmt dazu so wenig Bäuschgen, als möglich, damit sich die Wunde und naheliegenden Theile nicht erhitzen. Sind dergleichen Wunden gros, so muß der Kranke ein genaues, seinen Umständen angemeßnes Verhalten beobachten; in den ersten Tagen darf er keine vesten Speisen, sondern nur Brühen genießen, die aus Sallat, Portulak, Saurampfer und ein wenig frischer Butter bereitet worden; ist das Fieber nicht stark, so darf er auch etwas Reisschleim geniessen. Wird mit dem Verbinden ordentlich umgegangen,

gegangen, und die Lefzen der Wunde recht aneinander gebracht, so geschieht die Wiedervereinigung bald, und in acht oder zehn Tagen ist alles völlig geheilt; alsdann wird der Verband gänzlich weggelassen, oder doch sehr ins kurze gefaßt. Noch einige Tage lang nach erfolgter Schliessung legt man auf die Narbe ein kleines in Taffia getauchtes Bäuschgen.

Drittes Kapitel.

Von den Wunden mit Verlust von Substanz.

Ist bey einfachen Wunden etwas Substanz verlohren gegangen, so erfordern sie weit mehr Vorsicht, auch eine längere und verschiedenere Heilart, als die vorhergedachten. Sind diese Wunden beträchtlich, wie, zum Beyspiel, die Absetzung eines Glieds, so schlägt in kurzem eine starke und oft sehr heftige Verstopfung dazu. Die im verlezten Theile befindliche Reizbarkeit erzeugt vielerley Zufälle, die ohne Zweifel zur Entstehung einer guten Verschwärung erforderlich sind. So verursacht ja das Aufschwellen und die Entzündung des Theils, Spannen, Schmerz, brennende Hitze, Fieber, Durst, Trockenheit der ganzen Haut u. s. w. Diese jederzeit vorhandnen Erscheinungen sind, dem

Ansehen nach, zur Entwickelung des Eyters unumgänglich nothwendig; ist dieses aber einmal gehörig eingetreten, so erzeugt es sich hernach auf eine einfachere und natürlichere Weise, immer wieder vom frischen. Sind also diese Zufälle nicht sehr heftig, so kann man sie allemal der Natur überlassen, bis sich die Eyterung gehörig eingestellt hat; alsdann lassen sie gemeiniglich von selbst, und ohne daß man dabey etwas zu thun braucht, nach; doch geschieht es auch bisweilen, daß sie sehr heftig werden, und man das Absterben des kranken Theils befürchten muß. Bey solcher Bewandniß muß man auf seiner Hut stehn; und zu Verhütung des Brandes, der leider in diesen Himmelsstrichen nur allzugemein ist, hiztilgende Mittel (antiphlogistica) anwenden, als Aderlassen, wenn keine Gegenanzeige da ist, und verdünnende Getränke. Auf den kranken Theil legt man erweichende und schmerzstillende Umschläge. Ich habe mich hiezu öfters mit gutem Erfolge derjenigen bedient, die man im Lande aus Baumwollenblättern, Eibisch und Gombo *) macht; man läßt nämlich diese Blätter, von jedem eine Hand voll, aufkochen, stößt

*) Diese Pflanzen sind sehr gemein, und wachsen überall, sie geben vortrefliche erweichende Mittel ab; will man diese auflösend machen, so thut man etwas Taffia hinzu. Gombot, auch Gombaut, ist eine auf den Antillen sehr gemeine Küchenpflanze, Ketmia, Hibiscus esculentus, *Linn.* Eßbarer Eibisch. Dietr. Pfl. Th. 2. S. 829.

stößt sie hernach in einem Mörser zu Brey, und legt diesen über den ganzen entzündeten Theil, den man von Zeit zu Zeit mit einer Abkochung von diesen nemlichen Blättern anfeuchtet; diese Umschläge werden Abends und früh erneuert, und der ganze entzündete Theil, bey jedem Verband, mit der nemlichen Abkochung gewaschen. Es ist dieser Umschlag dem aus Brodkrume und Milch vorzuziehen, weil lezterer sehr bald sauer wird, und eine ganz andre Wirkung äussert, als man verlangt. In die Wunde selbst bringt man ein Digestiv aus Terpenthin und dem Gelben vom Ey, welches wohl vermischt ist; und dieses ist auch die einzige Gattung von Salben, die man in Wunden dieser Art brauchen darf. Während dem Gebrauch dieser äusern Mittel schreibt man dem Kranken eine genaue Diät vor, und untersagt ihm alle harte Speisen; er muß sich auch der Fleischbrühen enthalten, und nur solche geniesen, die aus blosen Kräutern bereitet sind, und zu welchen man nur ein klein wenig Butter thut. Sind die Zufälle gelindert, und geht die Eyterung glücklich von statten, so kann man in Absicht des Verhaltens nachgiebiger seyn; doch darf der Kranke nur gelinde und leicht zu verdauende Speisen geniessen: gekochte oder eingemachte Früchte, Confituren und Geleen sind in solchem Fall sehr gesunde und gute Nahrungsmittel; man kann dem Patienten auch ein wenig Fisch erlauben, nur muß er

leicht verdaulich und ganz frisch seyn. Das vorhin angezeigte Digestiv braucht man so lange fort, bis die Eyterung in vollkommenem Stand ist, und nimmt alsdann an dessen Statt eine Abkochung von der grosen und kleinen Münze *) mit Carmentin **); man sezt zu dieser Abkochung ein Drittheil oder Viertheil Taffia, je nachdem nemlich die Beschaffenheit dieser Wunden es erfordert. Mit dieser Abkochung wäscht man die Wunde, feuchtet auch damit die Federmeisel und Bäuschgen; dabey aber müssen die Pflaster, womit man gewöhnlicherweise die Federmeisel zu bevestigen pflegt, sorgfältig vermieden werden. Dieses jezt angeführte Verfahren ist das einzige, welches ich angewendet habe, seitdem ich den Irrthum der gewöhnlichen Praxis einsah; und nach dem glücklichen Erfolg, den ich davon gesehen habe, kann ich es mit Zuversicht anempfehlen. Dieses Wundwasser, wovon ich geredet habe, erhält die Eyterung in gehörigen Gränzen, und das Fleisch nimmt eine sehr gute Beschaffenheit an; der Umkreiß der Wunde sezt sich ausnehmend, theils durch die Verschwärung, theils durch die Auflösung, welche durch das Wundwasser bewirkt wird. Es giebt Fälle, wo, des Gebrauchs

*) Piper reticulatum *Linnei. Saururus racemosus* seu *botrytes major.* PLVM. Französisch petit et grand beaume.

**) *Adhatoda spicata, odorata, persicae foliis.* S. Essai sur l'Histoire Naturelle de la France équinoxiale, par Barrere, pag. 4.

Gebrauchs dieser Abkochung ohngeachtet, die Verschwärung dennoch sehr stark wird; und dieses geschieht bey Wunden mit Zerreissungen und Quetschungen. In diesem Falle muß man die Dose von Taffia vermehren, und sollte sich demohngeachtet die Verschwärung nicht ändern, so muß man ihn allein brauchen. Man wäscht die kranken Stellen recht sorgfältig damit, benetzt damit die Federmeisel und Bäuschgen, welche man auflegen will; und man wird bald sehen, daß die Verschwärung abnimmt, und so beschaffen wird, daß sie vestes, körniges und schön rothes Fleisch erzeugt, welches sich zur Vernarbung anschickt.

Sollte sich eine so beschaffne Wunde im Anfang der Verschwärung nicht wohl reinigen lassen, und das Eyter dick und allzuzäh seyn; so braucht man statt des Wundwassers ein anderes, das aus den Blättern von Monbin *) gemacht wird, wozu man noch einen gleichen Theil Taffia, und etwas inländischen Honig **), oder in dessen Ermangelung, ungeläuterten Zucker sezt. Diese Abkochung braucht man so

 lang

*) Monbin oder mombin, Spondias foliis nitidis Lin. *Arbor foliis fraxini, fructu luteo, racemoso.* Plum. Auf Brasilianisch Acaia. Die Frucht dieses Baums läßt sich gut essen, und gleicht unsern Pflaumen.

**) Man muß sich hüten, solches Honig zu brauchen, das aus Europa gebracht wird, weil es gegohren hat, und sehr scharf ist.

lang, bis die Wunde recht gereinigt, und die Verschwärung von guter Beschaffenheit ist; wenn das Eyter nicht allzu zäh scheint, so kann man trockne Leinwandsfasern bis zur vollkommnen Heilung auflegen; sollte aber daraus die oben gedachte Ungelegenheit entstehen, so benezt man sie mit reinem Taffia, und hält mit diesem Verfahren so lang an, bis die Vernarbung völlig geschehen ist.

Viele, selbst sehr beträchtliche Wunden, heilen blos von diesem Mittel; man findet aber auch welche, die weit schwerer vernarben, besonders, wenn die Schliessung, nachdem sie schon zu zween Drittheilen geschehn ist, stehn bleibt; in diesem Falle muß man zu andern Mitteln seine Zuflucht nehmen. Geschabte Leinwandfasern leisten oft gute Wirkung, sind aber doch den nemlichen Ungelegenheiten, als die gewöhnliche gezupfte Leinwand unterworfen; das sehr scharfe Eyter, welches unter diesen Leinwandfasern zurückgehalten wird, nagt und zerfrißt das frische Fleisch der Wunde, und verzögert ihre Heilung. Mit dem Kalkwasser hat es mir in vielen Fällen geglückt, ich habe aber auch angemerkt, daß, da man keinen lebendigen (ungelöschten) Kalk zu Cayenne haben kann, das Wasser sehr wenig Kraft hat, und oft weiter zu nichts dient, als das Fleisch zu erweichen, und zur Vernarbung ungeschickt zu machen; man kann, um ihm mehr Wirksamkeit zu verschaffen, etwas Taffia dazu thun.

Uebrigens können die Mittel, die ich zu Vernarbung der Geschwüre vorschlagen werde, auch in diesem Fall gute Dienste leisten.

Viertes Kapitel.

Von Quetschwunden.

Die Quetschwunden können mit, oder ohne Spaltung der Haut seyn; in beyden Fällen wird in heissen Ländern die größte Behutsamkeit erfordert, besonders, wenn die Quetschungen beträchtlich sind. Die Spannkraft der Gefäse, welche durch einen quetschenden Körper vernichtet oder vermindert wird, die Stokkung der aus den zerrißnen Gefäsen getretnen Säfte, die Anhäufung dieser nemlichen Säfte in dem gequetschten Theile sind natürlicher Weisse Erfolge, welche diese Wunden bald mehr, bald weniger gefährlich machen müssen. Daher findet sich bey Wunden, die mit heftiger Quetschung verknüpft sind, eine allzustarke und faulichte Verschwärung, und es entsteht darinn gar oft der heisse Brand. Daß aber die nurgedachten Zufälle so plözlich und mit solcher Heftigkeit ausbrechen, davon liegt die Ursache wahrscheinlicher Weise in der ausserordentlichen

Erschlaf-

Erschlaffung der vesten Theile, und in der Gährung, welche von der grosen Hitze des Klima in den ausgetretenen Säften entsteht, die sehr oft mit zerrißnen und zerstörten, von den übrigen noch lebenden Theilen abgesonderten, vesten Substanzen vermengt sind. Man kann also nie zu viel Mühe anwenden, solche Mittel zu gebrauchen, welche der Verschwärung und besonders dem Brand vorbeugen. Bey diesem Umstande besonders erfordert es die Klugheit, ja keine von den Salben, die wir aus den Heilmitteln dieser Krankheiten ausgeschlossen haben, anzuwenden; weil sie in gegenwärtigem Fall noch weit schlimmere Folgen haben würden. Ist die Quetschung von Betracht, die Haut aber zugleich entzwey, so kann wenig oder nichts von ausgetretenen Säften vorhanden seyn, weil sie durch die gemachte Oefnung ihren Ausweg gefunden haben; aber in den Rändern der Wunde kann sich in einem grösern oder kleinern Umfange, vieles ins Zellgewebe getretenes Blut befinden, und einen mehr oder weniger beträchtlichen mit Blut unterlaufenen Fleck (ecchymosis) bilden; in diesem Falle muß man die stärksten und wirksamsten auflösenden Mittel gebrauchen, damit die geschwächten und zerrißnen Gefäse ihre Stärke und Spannkraft wieder erhalten. Der Taffia, mit Salmiak oder Meersalz, welches in einer kleinen Menge Wasser aufgelößt ist, hat mir jedesmal die besten

Dienste

Dienste gethan; man legt Federmeisel, nachdem sie in diese Mischung getaucht worden, auf die Wunde, über selbige aber, so wie auf alle gequetschte Flecken Bäuschgen, die ebenfalls mit diesem Wasser angefeuchtet worden, und benezt damit noch ausserdem den ganzen Verband des Tags etlichemal. Sollte kein Fieber eintreten, so läßt man den Kranken innerlich einen Wundtrank brauchen; der Carmentin ist eine solche Pflanze, die sich sehr gut zu diesem Fall schickt, ich habe sie mehrmals mit gutem Erfolg angewendet. Wenn das Fieber stark würde, und in der Gegend der gequetschten Stelle eine heftige Entzündung entstünde, so muß die Tisane nicht sowol zum Wund- als verdünnten Trank eingerichtet werden; auf die entzündeten Stellen legt man erweichende Breyumschläge oder Abkochungen, auf die Wunden und mit Blut unterlaufnen Flecke aber fährt man fort, das vorhin gedachten äusserlichen Mittel zu legen. Sollte sich an irgend einem Ort der heisse Brand zeigen, so macht man auf demselbigen sogleich Einschnitte (Scarificationes,) und sucht den Theil von allen angehäuften Säften zu befreyen. Auf die brandigten und geschröpften Stellen legt man Breyumschläge von Maniocwurzel, *) wozu ein wenig Taffia gesetzt wird; wenn hingegen

*) Jatropha Manihot, *Linn.* Manihot, Dietr. Pfl. Th. 2. S. 1123.

gegen der heisse Brand nicht zum Vorschein kömmt, und nur häufiges, schlechtartiges Eyter vorhanden ist, so fährt man mit den oben gedachten äusserlichen Mittel fort; da denn nach und nach die stockenden Säfte aufgelößt werden, und das Eyter eine bessere Beschaffenheit annimmt.

Sind bey den Quetschungen, sie mögen nun so beträchtlich und heftig seyn, als sie wollen, die äusern Bedeckungen ganz geblieben, so häuft sich das ausgetretene Blut unter der Haut an, und macht daselbst eine grösere oder kleinere Geschwulst; oft schwimmen Stücke von Muskeln oder andern durch den quetschenden Körper zerrissenen Theilen in dieser Flüssigkeit. Hier muß man vor allen Dingen dergleichen Geschwülste öfnen, um das Blut auszuleeren, und dann eben so verfahren, wie wir bey Quetschungen mit Zertheilung der Haut gesagt haben. Was das Verhalten und die innerlichen hierbey zu gebrauchenden Mittel betrift, müssen selbige der Beschaffenheit solcher Wunden, und den verschiednen sich bey den Kranken ereignenden Umständen angemessen seyn. Ich will bey dieser Gelegenheit eine Beobachtung anführen, die zur Vorschrift und Muster dienen kann, wie man dergleichen Krankheiten behandeln, und die bisher erwähnten Mittel gebrauchen muß: man wird daraus zugleich sehen können, was Natur leistet, wenn sie zu rechter Zeit durch Hülfe der Kunst unterstüzt wird.

Am 29sten August 1773, wurde ein Verwalter des Herrn Gaetan Prepaud, da er auf einem Vorwerk Holz schlagen lies, von einem sehr grosen Baum ereilt, der auf die unrechte Seite fiel, und ihm also keine Zeit zum Ausweichen lies. Die Neger, welche das Holz fällten, wurden sogleich gewahr, daß der Baum nach ihm zu fiel, und daß er unter dieser ungeheuren Last erlag; so bald der Baum gefallen war, liefen sie hinzu, und fanden ihn zum Theil vom Stamm bedeckt; sie hielten ihn also für völlig zerschmettert.

Da der Baum sehr ästig war, konnten sie nicht zu ihm gelangen, bis sie erst einige Aeste davon abgehauen hatten; da sie alsdann zu ihm kamen, sahen sie, daß er noch Odem schöpfte: der Stamm des Baums lag schief über seinem Leib, nemlich über dem Unterleib, von der rechten nach der linken Seite, über einem Theil der Brust, und über dem ganzen linken Arm; so daß der Kopf und rechte Arm gar nicht beschädigt, und nur von einigen Zweigen bedekt waren. Die Neger bemühten sich anfänglich, diesen Mann von einer so ungeheuren Last loszumachen, da ihnen aber dieses nicht möglich war, entschlossen sie sich, das Stück welches auf den Leib lag, an beyden Enden abzusägen, es darauf wegzunehmen, und ihn bequem hervorzuziehen; welches auch erfolgte. Sobald er hervorgebracht worden, und leichter athmen

athmen konnte, sprach er einige Worte, und forderte etwas Wein; diesen gab man ihm. Sodann legten ihn die Neger auf ein Hangbett und trugen ihn zu Herrn Prepaud, dessen Haus gute drey Viertheil Meilen von dem Ort liegt, wo sich das Unglück zugetragen hatte. Herr Prepaud schickte mir ein Pferd, mit Bitte, zu ihm zu kommen; ich reißte Abends acht Uhr ab und kam um zehn Uhr Abends an.*) Ich fand den Kranken auf einem Bett ausgestreckt, er athmete schwer und sehr langsam; der Pulß war klein, und fast unmerklich, die Haut kalt und mit klebrichtem Schweisse bedeckt. Da er mich gewahr wurde, sagte er mit einiger Mühe; "es wäre unnütz, ihm noch zu quälen, er erwarte nun weiter nichts, als den letzten Augenblick, der seinem Elend ein Ende machte." Das erste, was mich bey der Untersuchung in Erstaunen setzte, war die Gröse und Schwärze des linken Arms. Ein Theil vom obern Ende des Oberarmbeins, welches in Splitter gebrochen war, stach anderthalb Zoll zur Haut heraus, und das untere Ende des nemlichen Knochens gieng gleichfalls durch die Haut der Gegenseite. Ob nun wol die Decken dieses Theils durchstochen waren, so befand sich doch innerhalb eine grose Menge ausgetretnen Bluts, wenn gleich beständig

welches

*) Diese Wohnung liegt zwo gute Meilen von Cayenne.

welches durch die Wunden abfloß, dieses schien mir die Oefnung irgend eines beträchtlichen Blutgefäses anzuzeigen. Der Kranke blieb dabey, alle Knochen seines Leibes müßten entzwey seyn; er konnte weder die Schenkel, noch Beine, noch Lenden bewegen. Ich untersuchte alle diese Theile, ehe ich mich noch an den so übel zugerichteten Arm machte, und glaubte versichern zu können, daß weder Schenkel noch Bein gebrochen wären; ich untersuchte auch die Knochen des Beckens, und fand weder Verrenkung, noch die mindeste Anzeige, daß ein oder das andere dieser Beine entzwey wäre; die Ribben schienen mir ebenfalls in ihrem natürlichen Zustand zu seyn, desgleichen auch der rechte Arm. Aber alle diese Theile waren über und über schrecklich gequetscht, und schwarz wie Dinte. Die ganze linke Seite von den Schultern herunter bis zum Gesäs, war in dem nemlichen Stand, und an vielen Orten aufgerissen, auch fand ich an selbiger viele mit ausgetretnem Blute angefüllte Beulen. Nachdem ich alle diese Theile genau durchgangen hatte, machte ich mich an den linken Arm, weil sich dieser in der schlimmsten Lage befand; zu dem Ende machte ich die zum Verband nöthigen Stücke und eine achtzehnköpfige Binde zurecht. Nachdem dieses alles bereit war, gieng ich ans Verbinden, und lies deswegen den Kranken auf eine Seite legen. Ein Gehülfe faßte mit beyden Händen den kranken Arm un-

ter der Schulter, ein anderer beym Gelenk des Vorderarms; ich lies eine gelinde Gegenausdehnung machen, und die vorstehenden Knochenspitzen giengen zurück. Da die von selbigen in der Haut gemachten Oeffnungen nicht gros genug waren, daß das ausgetretne Blut hätte auslaufen können, auch einige vom Hauptknochen gänzlich getrennte Splitter ohnmöglich durchkommen konnten, so machte ich da, wo die Oefnungen am größten waren, einen länglichten Einschnitt; es lief eine grose Menge schwarzes sehr flüssiges Blut heraus, und ich holte alsdann auch einige Splitter nach. Die Muskeln waren in der Gegend des Beinbruchs zerrissen und dergestalt zerfleischt, daß verschiedne ziemlich grose Lappen heraushiengen. Ich suchte hierauf die Knochen wieder einzurichten: ein Stück vom obern Theile des Oberarmbeins schien mir zu wanken. Als ich glaubte, alles sey recht eingerichtet, legte ich die achtzehnköpfige Binde an. Das einzige äusserliche Mittel, dessen ich mich in diesem Fall bediente, bestand in zwey Drittheilen Taffia, und einem Drittheil Wasser, wozu ich so viel Meersalz setzte, als sich darin auflösen lies. Mit diesem Wasser wusch ich sorgfältig die Wunden und alle gequetschten Stellen am Arm, feuchtete auch damit alle Stücke des Verbands an: endlich da alles geschehn war, brachte ich den Arm in die bey solchen Umständen schickliche Lage, und beschäftigte mich alsdann mit den

Quetsch-

Quetschungen am übrigen Körper; öfnete auch einige Beulen, welche ausgetretnes Blut enthielten. Ich wusch diese Wunden, so wie auch alle aufgerissene Stellen und Quetschungen mit dem Wasser, das beym Verband des Arms gebraucht worden war; legte auf die Wunden Leinwandfaseu und auf die sämmtlichen Quetschungen Bäuschgen, alles mit dem nemlichen Waschwasser angefeuchtet, und mittelst einiger Tellertücher bevestiget. Da der Kranke ausserordentlich matt schien, und sein Puls schwach war, verordnete ich, ihm von Zeit zu Zeit einige Löffel Wein zu geben; ich befahl auch der Negerin, die ihn wartete, den Verband am Arm, wie auch die Bäuschgen auf sämmtlichen übrigen Quetschungen, fleissig mit mehrgedachtem Wasser zu benetzen; daher ich von selbigem auch eine ziemlich starke Menge verfertigte. Am folgenden Morgen fand ich den Kranken etwas besser bey Kräften: er klagte, daß er jetzt weit mehr Schmerzen empfände, als Tags vorher, der Puls war stärker, freyer, und fieberhaft; der Kranke holte schwer Odem, und spiee schwarzes und geronnenes Blut aus. Ich verschrieb ihm einen gelinden Wund- und Brusttrank, aus Carmentin, Eibischblumen, mit Flaschenkürbissyrup; *) verordnete ihm eine strenge Diät, und erlaubte blos Kräutersuppen mit ein wenig frischer Butter; die Negerin wurde befehligt, allen und jeden Verband mit obigem

*) Cucurbitifera arbor americana. H. L.

auflösenden Wasser feucht zu erhalten, und so reißte ich wieder nach Cayenne, wo ich Geschäfte hatte. Nachdem dort meine Besuche abgestattet waren, begab ich mich gegen Abend wieder zum Kranken; das Fieber war stark und entwickelt, das Odemholen sehr schwer; der Kranke wagte es nicht, aufzuhusten, seine untern Gliedmasen waren gelähmt, und seit dem ihm begegneten Unglück der Stuhlgang und Urin unterdrückt. Nachdem ich von diesen allgemeinen Umständen des Kranken unterrichtet war, wollte ich auch den Zustand des Arms untersuchen; ich legte also einen neuen Verband zurecht, um den alten vom Beinbruch wegzunehmen, welcher vom Blut durchdrungen war, und schon sehr übel roch. Als ich ihn aufgemacht hatte, sah ich mit Erstaunen, daß der Arm viel besser war, als ich vermuthen konnte. Seine Gröse war durch Entledigung des ausgetretnen Blutes merklich verringert, und der Einschnitt, den ich hatte machen müssen, viel kleiner geworden; die anfänglich sich weit verbreitete Schwärze der Haut war um mehr als zwey Drittheile verschwunden; mit einem Wort, der Arm befand sich in einem sehr guten Stand. Ich legte auf die Wunden Federmeisel, die blos mit Taffia angefeuchtet waren, und die Bäuschgen jeden Verbands wurden mit obengedachtem Wasser benezt, Ich bevestigte alles mit der achtzehnköpfigen Binde. Ich nahm hierauf die Quetschungen am ganzen übrigen

Körper

Körper vor, und fand sie ebenfalls sehr verringert, so wie auch die Wunden; auf die einen wie auf die andern wurden die nemlichen beym Arm gebrauchten Mittel gelegt, und die Negerin angewiesen, den Verband immer feucht zu halten: nach geschehener Verbindung verordnete ich dem Kranken eine Aderlaß am rechten Arm, und den fernern Gebrauch des Tranks und vorgeschriebnen Verhaltens. Am folgenden Morgen fand ich ihn ziemlich wohl, aber das Fieber war noch immer stark, das Athmen, so wie das Aufhusten, schmerzhaft und schwer; die Lähmung der untern Gliedmasen noch die nemliche, und Urin und Stuhlgang noch immer verstopft: ich verordnete dem Kranken einen ölichten Trank, löffelweiß zu nehmen, ließ ihm noch eine Ader öffnen, und gieng nach Cayenne. Abends besuchte ich ihn neuerdings, und fand ihn beynahe in dem nemlichen Zustand, worin ich ihn des Morgens gelassen hatte, mit dem einzigen Unterschied, daß er jezt etwas leichter aufhustete, wobey jedoch noch immer einiges geronnene Geblüt mit weggieng: ich hatte mich diesen Abend mit Cathedern versehen, um der Harnblase Luft zu machen; da aber am Tag etwas Urin abgegangen war, mir auch die hypogastrische Gegend nicht sonderlich aufgetrieben schien, so entschloß ich mich, dieses Mittel bis kommenden Morgen auszusetzen. Ich verband den Arm, und die übrigen Quetschungen am Körper, und fand, daß sich alles

wohl anließ; nach dem Verband verordnete ich ein Klystier, welches jedoch ohne Wirkung war. Am folgenden Morgen besuchte ich den Kranken vor meiner Rückreise nach Cayenne; die Harnblase hatte sich gänzlich entledigt, das Fieber schien mir etwas stärker, die übrigen Zufälle waren fast die nemlichen, wie Tags vorher: ich verordnete die dritte Aderlasse, nebst Fortsetzung der Diät und des Tranks. Am Abend des nemlichen Tags, welches der dritte nach dem Zufall war, klagte der Kranke über sehr heftige Schmerzen in den Lenden und dem rechten Dickbein; er warf leicht, aber noch immer Blut, aus. Ich verband den Arm und die Quetschungen, wie gewöhnlich; an der linken Lendengegend zeigte sich ein ziemlich groser Beul mit Schwankung; ich öffnete ihn sofort, und es lief sehr schwarzes und flüßiges Blut heraus; die Wunde davon wurde, wie die übrigen verbunden, nemlich, blos mit Taffia; beym Verband der Quetschungen und des Arms hingegen, bediente ich mich nunmehr des gekampferten Weingeistes; die Lähmung dauerte noch, und der Urin gieng, wiewol mit Schwierigkeit, ab. Am vierten Tag früh sagte mir der Kranke, er könne nun den rechten Schenkel und Bein ein wenig bewegen; das Fieber war noch immer stark, aber das Odemholen freyer und der Auswurf leichter. Da meine Verrichtungen mir nicht erlaubten, lange bey dem Kranken zu bleiben, und die Reisen, die ich zu ihm

machen

machen mußte, mich zu sehr aus meiner Ordnung brachten, so entschloß ich mich, ihn nach Cayenne bringen zu lassen. Ich blieb deswegen bis Nachmittags da, weil ich selbst die Veranstaltung treffen wollte, daß er bequem in dem Hangebette gelegt würde. Herr Prepaud gab zwölf von seinen Negern zum Tragen her, damit er nicht sehr geschüttelt würde: als er in Cayenne ankam, wurde er in dem Hause dieses Einwohners in eine Stube gebracht; und hier konnte ich alle Sorge für ihn tragen, die sein Zustand erforderte. Ich fuhr mit den Mitteln fort, die ich ihm auf dem Landhaus hatte brauchen lassen; die Wunden und Quetschungen besserten sich ungemein, aber das Fieber blieb heftig und anhaltend bis zum funfzehnten Tag. Ich blieb deswegen bey dem, vom Anfange her, vorgeschriebenen Verhalten; einige andere Zufälle wurden gelinder, das Blutspeyen hörte am fünften Tage völlig auf, das Odemholen aber blieb so lange in etwas beschwerlich, bis sich das Fieber milderte; der Urin gieng am sechsten Tag leicht, und nach Willkühr des Kranken ab: sogleich fand sich auch Empfindung und Bewegung im linken Schenkel und Bein wieder ein. Stuhlgang war noch nicht erfolgt, der Kranke sagte mir aber, daß er einige kleine Kolikschmerzen hätte; ich gab ihm daher am siebenten Tag ein Abführungsmittel, nach und nach zu nehmen: hierauf folgten häufige Ausleerungen, wobey sich eine grose Men-

gegeliefertes, sehr übel riechendes Blut befand; nach dieser Entledigung schien er sich besser zu befinden. Am achten und neunten Tage nahmen die Zufälle mehr und mehr ab, der Kranke bewegte die untern Gliedmasen immer besser; die Wunden und Quetschungen ließen sich vortreflich an. Am zehnten Tag wiederholte ich das Abführungsmittel; er hatte ebenfalls wieder genugsame Oefnung, aber es gieng kein geliefertes Blut mehr weg. Hierauf lies das Fieber in etwas nach, und verschwand am funfzehnten Tag gänzlich. Ich erlaubte nun dem Kranken etwas mehr Nahrung, als Reisschleim und einige frische Eyer; dabey nahm er die Kräutersuppen unausgesezt fort, nur lies ich sie jezt stärker und saftiger machen. Die Kräfte kamen nach und nach wieder, die Zufälle verschwanden gänzlich, Harn und Stuhlgang wurden ohne Beschwerde ausgesondert, und endlich lies auch die Lähmung der Gliedmasen vollkommen nach. Die Quetschungen nahmen dergestalt ab, daß blos an den Stellen, die am meisten gelitten hatten, noch einige Schwärze übrig blieb; die Wunden eyterten wenig, die am Arm waren am zwanzigsten Tag völlig vernarbt, und diejenigen, welche sich bey verschiedenen Quetschungen am Körper befanden, heilten ebenfalls am dreyßigsten. In dieser Zeit fieng der Kranke an, ein wenig aufzustehen, und bald hernach versuchte er auch zu gehen. Anfänglich machte es ihm viele Mühe, seine Beine

in

in Gang zu bringen; aber nach und nach wurden sie stark, und er konnte sie bald hierauf wieder brauchen. Stufenweiße lies ich die Nahrung vermehren, und nach zween Monaten war er völlig wieder hergestellt. Die zerbrochnen Knochen waren sehr gut eingerichtet, und so genau verwachsen, daß man nicht das mindeste ungestaltete wahrnahm. Ich rieth demohngeachtet dem Kranken, noch einige Zeit eine kleine Wickelbinde zu tragen, und diese mit Taffia anzufeuchten.

Nimmt man alle Umstände dieser Krankheit zusammen, so machen sie ohne Zweifel einen sehr schweren chirurgischen Fall aus. Ausser der Menge Wunden, die der Kranke bekam, wurde wahrscheinlicher Weise auch die ganze Maschine heftig erschüttert; eben daher kams ohne Zweifel, daß sich Gefäse öfneten, und Blut theils mit dem Stuhlgang, theils beym Husten weggieng. Auch ist es höchst wahrscheinlich, daß der Kranke eine Zeit lang, unter jener ungeheuren Last, ohne Bewußtseyn lag: Endlich schien die Lähmung der Harnblase und der untern Gliedmasen die Zusammendrückung eines Theils des Rückenmarks, welche durch Verrenkung eines Rückwirbelbeins entstanden, anzuzeigen; aber die schnelle Wiederherstellung der Verrichtungen aller dieser Theile zeigte, daß dergleichen Zufälle mehr von einer heftigen Erschütterung der Nerven in diesen Theilen, als von irgend einer andern Ursache herrührten.

Mein Verfahren bey der Kur dieser Krankheit erfordert einige Anmerkungen: 1.) manche werden sich vielleicht wundern, daß ich in einer so schweren Krankheit, und wobey so heftige Zufälle, wie z. B. das Fieber, waren, so sparsam Ader gelassen habe; überlegt man aber nur ein wenig die Wirkungen des Clima auf die thierische Haushaltung, und den starken Verlust an Säften durch die daselbst vermehrte Ausdünstung und Schweiß, so wird man mir zugeben, daß man durchgängig weit weniger Blut unter diesen, als unter kalten oder gemäsigten Himmelsstrichen, lassen muß. Nächstdem sind dort die Gefäse unendlich weniger zum entzündlichen Zustand geneigt; auch sieht man täglich aus Erfahrung, daß die schleimichten Verstopfungen hier am gemeinsten und fast immer die einzigen Ursachen des in jenen Ländern so gewöhnlichen und so oft vorkommenden heissen Brandes sind. Uebrigens war ja auch dieses ein Grund, nicht zu verschwenderisch mit dem Aderlassen zu seyn, daß sich im angeführten Falle nirgends ein entzündlicher Zustand äusserte, obgleich das Fieber heftig war; denn die Menge von Quetschungen und der schlimme Zustand des Arms erforderten wirksame Mittel, die den zermalmten und zerrissenen Gefäsen wieder Kraft und Stärke gaben; und eben dieses war die Anzeige, welche ich durch das einzige, während der ganzen Kur gebrauchte, äusserliche Mittel zu erfüllen suchte.

2.) Die

2.) Die Stärke des Fiebers war Ursache, daß ich die Wundtränke sparsam verordnete, und mich blos auf Carmentin und Eibisch mit Flaschenkürbissyrup einschränkte, als welcher Trank dem Patienten um so zuträglicher war, da er mehrern Anzeigen auf einmal zu statten kam. 3.) Der Zustand des Kranken erforderte ohne Zweifel eine strenge Diät; die Brühen, welche er die ganze Kur hindurch genoß, waren desto nöthiger, da sie Kraft ihrer Bestandtheile den schlechten Zustand der Säfte, besonders ihre faulichte Natur, besserten. Als die Heftigkeit der Zufälle nachgelassen hatte, erlaubte ich dem Kranken stärkere und saftigere Nahrungsmittel, und lies ihn stufenweisse wieder zu seiner gewöhnlichen Lebensart zurückkehren. 4.) Ich fürchtete anfänglich nach dem Zustande des Arms, ich würde genöthigt seyn, ihn abzunehmen; die Verzögerung der erforderlichen Hülfe, die Fortschaffung des Kranken durch Leute, welche die nöthige Vorsicht bey einem zerschmetterten Gliede nicht zu brauchen wußten, die ungeheure Dicke des Arms, die von den ausgetretnen Säften herrührte, die Quetschungen und Schwärze der Haut, der abgebrochnen Knochen, von dem mehrere Splitter, die zwischen den zerfleischten Muskeln staken, nebst dem ausgetretnen Blute zum Vorschein kamen, waren auch in der That hinlängliche Gründe, mich zu Absetzung des Glieds zu vermögen;

und

und doch hat die Natur, durch die Kunst unterstüzt gesiegt. Hätte ich hier Salben gebraucht, wie man in ähnlichen Fällen zu thun pflegt, so bin ich überzeugt, daß sich starke Eyterung und wol gar an manchen Flecken der heisse Brand eingefunden hätten; der Taffia hingegen, den ich schon an mehrern Stellen gelobt habe, giebt den Fasern Kraft und Stärke, bringt die Schwingung der Gefäße wieder und erhält sie, und thut einer allzustarken Verschwärung Einhalt; so sind auch hier alle Wunden in sehr kurzer Zeit und ohne sonderlich zu entern, geheilt, und die Auflösung der stokkenden Säfte ist bald, und ohne daß eine Verschwärung entstanden wäre, erfolgt.

Obgleich die hier gegebne Vorschrift zu Behandlung der Wunden nur das Allgemeine begreift, so kann man sie doch in allen Fällen und unter allen Umständen anwenden. Kunstverständige und erfahrne Männer werden Zweifels ohne die verschiednen Ereignisse, welche einige Abänderung in den von mir angezeigten Mitteln nöthig machen, erkennen, und sonach eine rechte und schickliche Anwendung treffen können. Ich kann es nicht genug einschärfen, daß man die schlimmen Wirkungen ja nicht aus der Acht lasse, welche nach dem Gebrauch solcher Mittel entstehen, die von der Hitze verderben, oder welche fett sind und die Theile erschlaffen; man denke jederzeit daran, daß die Erschlaffung der vesten, nebst Mangel und

Auflösung

Auflösung der flüssigen Theile, ein in heissen Ländern sehr gewöhnlicher Zustand ist, und daß beydes die größte Aufmerksamkeit in der Kur der Wunden erfordert.

Zwote Abhandlung.

Von Behandlung der Entzündungen, Eyterbeule, und des Brandes.

---

1. Kapitel.

Von den Entzündungen überhaupt.

Obgleich die Entzündungskrankheiten in heissen Ländern von der nemlichen Art zu seyn scheinen, als in kalten oder gemäsigten Gegenden; so darf man sie doch nicht auf die nemliche Weisse behandeln; ihre Ursachen und der Gang ihrer Zufälle machen einen Unterschied, auf dem man sowol, als auf die verschiedne Wirkung der gebräuchlichen Mittel Rücksicht

Rücksicht nehmen muß. Die Erschlaffung der vesten Theile begünstigt die Entstehung der Entzündungen ohne Zweifel nicht sonderlich; aber die Dicke und Zähigkeit des Blutes, verbunden mit einer grosen Schärfe desselben, ist eine von den Ursachen, welche sie oft hervorbringen. Die tägliche Erfahrung beweißt, daß Reizungen in nervichten, flechsichten und aponevrotischen Theilen, allemal heftige entzündliche Verstopfungen nach sich ziehen, die einen schleunigen Fortgang und ein schnelles Ende haben. Die idiopathischen Entzündungen sind ziemlich selten, und mehrentheils rosenartig; werden sie gehörig behandelt, so endigen sie sich fast allemal durch Auflösung; werden sie aber nur im mindesten verabsäumt, so wächst die Verstopfung zum höchsten, kann dann nicht mehr auf solche Weise gehoben werden, sondern endigt sich einzig und allein durch Verschwärung oder Brand. Selten sieht man rosenartige Geschwülste für sich allein, meistens schlägt wäßrichte Geschwulst dazu und diese trägt nicht wenig zur schnellen Entstehung des Brandes bey. Ohne Zweifel sind das Stocken der Säfte, welche in Menge nach einem gewissen Theil hingetrieben werden, die äusserste Schärfe derselben, Schwäche der sie enthaltenden Gefäße, und die starke Hitze des Clima, die vorzüglichsten Ursachen, warum diese Geschwülste so schnell in Fäulnis übergehen.

Obgleich die antiphlogistische Heilart in der Kur der Entzündungen sehr nüzlich ist, so muß man sich doch wohl hüten, häufig Ader zu lassen; besonders wenn der Kranke schon lange in diesem Lande ist, wenn er von Natur schlappe und weiche Fasern hat, wenn es ihm an Säften zu mangeln scheint, und wenn wäßrigte Geschwulst zur Entznüdung schlägt. Dagegen kann man dieses Mittel mit mehr Zuversicht brauchen, wenn der Kranke erst kürzlich aus Europa angekommen, wenn er jung und stark ist, trockne und harte Fasern hat, und die Geschwulst mehr eine wahre Entzündung (Phlegmone) als Rose zu seyn scheint: in diesem Fall kann man die ersten zween oder drey Tage mehrmals Blut abzapfen; ist aber dieser Zeitpunkt einmal verstrichen; so ist gedachtes Mittel gar selten von einigem Nutzen; ich habe sogar oft bemerkt, daß es alsdann die Entstehung des Eyters verzögerte, und den Brand beschleunigte. Versüssende und verdünnende Getränke können in allen Arten von Entzündung sicher gegeben werden, und sind um so nüzlicher, da in diesen Erdstrichen der Fehler des Blutes theils in der Schärfe, theils in allzugroser Zähigkeit desselben liegt. Höchst wichtig ist es auch, eine strenge Diät einzuschärfen; die Kräuterbrühen, deren schon so oft gedacht worden, sind von vorzüglichem Nutzen, und müssen statt aller andern Nahrung dienen. Was die örtlichen Mittel anbe-

trift,

trift, müssen sie nach Beschaffenheit der Geschwulst verschieden seyn. In den ersten Tagen, und wenn sie noch nicht sehr beträchtlich ist, verordnet man erschlaffende und auflösende Sachen; und wenn die Entzündung ödematös scheint, braucht man vorzüglich die inländischen Wundmittel, mit ein wenig Taffia vermischt; ist aber die Entzündung heftig, Spannung, Schmerz und Hitze beträchtlich, so legt man erweichende und schmerzstillende Umschläge auf, die aus einheimischen Pflanzen, wenn man sich ihre Kräfte vorher bekannt gemacht hat, verfertigt werden können. Der in solchen Umständen so gewöhnliche Umschlag aus Brotkrume, Milch und Safran, taugt in diesem Clima nicht, weil die Milch schnell in Gährung geräth, sehr scharf wird, und folglich die gewünschte Wirkung gar nicht leisten kann; indeß läßt er sich doch noch brauchen, wenn man ihn recht dick auflegt, und täglich dreymal erneuert. Läßt sich die Geschwulst zur Zertheilung an, so braucht man erschlaffende und solche Pflanzen, die zu den gelinden Wundmitteln gehören, nezt den Umschlag mit ein wenig Taffia an, und steigt mit diesem, so wie die Auflösung zu Stand zu kommen scheint; am Ende braucht man diesen lezten Liquor, mit einer Abkochung von Wundpflanzen vermischt, ganz allein statt andrer äusserlichen Mittel, gießt davon auf die Bäuschgen, welche auf die Geschwulst gelegt werden, und erhält sie damit immer feucht.

Wenn

Wenn im Gegentheil die Entzündungszufälle sehr geschwind und dergestalt zunehmen, daß keine Auflösung mehr zu erwarten steht, so muß man alsdann solche Mittel vorsuchen, welche die Erzeugung des Eyters beschleunigen, und dem Brande vorbeugen. Zeitigende Umschläge, aus einheimischen Pflanzen gemacht, sind die einzigen äusserlichen Mittel, welche diesen Umständen angemessen sind, sorgfältig aber muß man sich für fetten und ölichten Dingen, welche hier von vielen Leuten gebraucht werden, so wie für dem Basilicum, hüten; ich habe aus Erfahrung gelernt, daß diese Mittel, anstatt die Verschwärung zu beschleunigen, vielmehr zur Beförderung des Brandes dienten. Wenn die Eytermaterie ausgebildet ist, muß man ihr einen Ausgang verschaffen, und deswegen die Geschwulst öfnen; wie man den Absceß behandle, werden wir weiter unten sagen: ist endlich die Entzündung nicht gleich vom Anfange recht gewartet worden, und ist sie schnell angewachsen, ist die Verstopfung im Umfange der Wunde beträchtlich und durch zähe Materie verursacht, ist der Kranke von schlechter Leibesbeschaffenheit, und sind seine Säfte sehr scharf, so bricht der Brand schnell aus. Man muß alsdann verfahren, wie wir bald hernach angeben werden. Dieses ist im allgemeinen die Verfahrungsart bey der Kur äusserlicher Entzündungen; nun wollen wir insbesondre anzeigen, wie man jede dieser

Krankheiten, die wir zu sehn Gelegenheit gehabt haben, behandlen muß.

Zweytes Kapitel.

Von der einfachen Rose.

Ich habe schon oft gesagt, daß die ursprünglichen (idiopathischen) Entzündungen sehr selten sind; indessen findet man doch bisweilen eine theils einfache, theils mit Oedema oder Phlegmone verwickelte Rose, welche ohne eine andre wahrscheinliche Ursache entsteht, es müßte denn ein örtlicher Fehler in dem behafteten Theil Anlaß dazu geben. Ist die Rose einfach, so braucht man gleich vom Anfange Taffia mit Wasser, womit der kranke Theil des Tags über öfter gebäht und die aufgelegten Bäuschgen angefeuchtet werden: sollte bey diesem Mittel die Rose dennoch zunehmen, so braucht man auf die nemliche Weisse eine Abkochung von Wundkräutern. Die grose Münze *) hat mit bey diesem Umstand sehr gute Dienste geleistet, und man kann sich deren vom Anfang bis Ende der Krankheit bedienen. Man wäscht nämlich mit dieser etwas laulichten Abkochung den entzündeten Theil des Tags verschiednemal, und legt

*) Botrytes major. Siehe oben.

legt die gekochten Blätter dieser Pflanzen, welche erneuert werden, so bald sie trocken sind, auf denselben. Die einfachen Arten von Rose, endigen sich, wenn sie bey Zeiten und nach vorgeschriebner Weisse gewartet worden, mehrentheils durch Auflösung. Es würde unnöthig seyn, hier zu wiederholen, daß man mit dem Gebrauch der äusserlichen Mittel eine gute Diät, verdünnende Getränke, und abführende Mittel verbinden müsse, wenn sich die Zertheilung anfängt. Was das Aderlassen anbetrift, so verordnet man es in diesem Fall selten, es sey denn bey Neuangelandeten, oder sehr starken und blutreichen Personen, wenn sie von der Rose befallen werden. Ich habe zu Cayenne viele Leute gesehn, die periodischen und selbst oft wiederkehrenden Rosen unterworfen waren; diese Rosen waren allzeit einfache, und endigten sich nach fünf oder sechs Tagen durch Auflösung. Ich habe im lezten Fall den Saft der Blätter von Balisier *) brauchen sehn; er leistete meines Erachtens allemal gute Dienste, weil er die Zufälle zum Theil milderte, und die Auflösung beschleunigte.

---

*) Canacorus. Canna indica, *Lin.* Blumenrohr. Dietrichs Pflanzenreich, Th. 1. S. 1.

Drittes Kapitel.

Von der Rose mit Wassergeschwulst.

Ist ein Oedema bey der Rose, so braucht man auflösende Mittel, und zwar stärkere, als die vorhingedachten, hierzu thut man mehr oder weniger Taffia; scheint das Oedema die Oberhand zu haben, so nimmt man den Taffia allein, und nezt damit Bäuschgen an, die auf die Geschwulst gelegt werden. Die Anhäufung der Säfte wird oft sehr beträchtlich, besonders bey Leuten von schlechter Leibesbeschaffenheit, welche gemeiniglich sehr scharfe Säfte, schlappe Fasern und äusserst geschwächte Gefäse haben: alsdann häufen sich die Säfte in Ueberfluß an, und ob man gleich die besten auflösenden Mittel braucht, endigt sich dennoch oft die Geschwulst durch den Brand, und dieser offenbart sich im Mittelpunkt, wo eine brennende Hitze entsteht, obgleich die Entzündung daselbst nicht sonderlich zu seyn scheint. Ich werde am Ende dieses Abschnitts die Mittel angeben, welche diese sehr gemeine Art von Brand am besten hemmen.

Viertes Kapitel.

Von phlegmonösen Entzündungen.

Die phlegmonösen Entzündungen sind sehr gemein nach einem vorhergegangnen Reiz; und entstehen selten ohne eine solche erzeugende Ursache: indeß habe ich doch Gelegenheit gehabt, einige phlegmonöse Rosen zu sehen, die fast immer mit schweren Zufällen verknüpft waren, weil die Verstopfung sehr zunahm und die Entzündung heftig wurde. Ich erinnere mich, daß gegen Ende des 1766sten Jahrs, ein Mann von ungefähr fünf und funfzig Jahren, der seit kurzem aus Europa angekommen, und dem Ansehn nach sehr gesund war, mit einer solchen Rose am rechten Bein befallen wurde. Schon am ersten Tag wuchs die Geschwulst ausserordentlich, ich wurde aber erst am Ende des zweeten gerufen, und da fand ich das ganze Bein von einer entsezlichen Dicke; Fieber, Durst, Hitze, Trockenheit der ganzen Haut waren äusserst stark, die Entzündung schien sehr groß und mit einer schleimigten Verstopfung umgeben. Ich verschrieb dem Kranken die in solchen Fällen dienlichen Mittel, und legte über das ganze Bein erschlaffende Umschläge aus Blättern von Baumwol-

lenbaum, Eibisch und Gombo, welche beständig mit der Abkochung der nemlichen Pflanzen feucht erhalten wurden. Ohne Rücksicht auf das hohe Alter des Kranken wurde am Abend desselben Tages, und am folgenden Morgen, welches der dritte Tag war, Ader gelassen. Die Zufälle wuchsen immer, und am Abend des dritten Tags kam der Brand am äusern Theil des Beins zum Vorschein. Ohne Zeit zu verlieren, brauchte ich die dienlichen Mittel, diese neue Art Krankheit zu bestreiten. Am vierten gewann der Brand beträchtlichen Fortgang, und ein Theil der doppelten Muskeln und des einfachen wurden weggenommen: am fünften schien er endlich zu stehen. Am sechsten, siebenden und achten fiel der Schorf ab, und das Geschwür war sehr gut gereinigt; ich behandelte dieses nach den Vorschriften der Kunst. Nicht alle phlegmonöse Rosen sind mit so heftigen Zufällen verknüpft, haben auch nicht so schlimme Folgen, und viele endigen sich durch Verschwärung.

Die phlegmonösen Entzündungen, welche auf einen vorhergegangnen Reiz folgen, sind fast beständig mit schlimmen Zufällen verknüpft; doch steht ihre Heftigkeit allemal in Verhältnis mit den gereizten Theilen, das heißt, die Reizungen der flechsichten, nervichten, aponevrotischen, und ligamentösen Theile erregen jederzeit stärkere Zufälle, als andre, die nur blos weiche Theile betreffen. Im ersten Zeit-

punkt

punkt der Reizungen, besonders solcher, die durch stechende Werkzeuge, oder den Biß eines Thieres entstanden sind, muß man tiefe Einschnitte machen, um die gereizten Theile abzuspannen, und die Zusammenschnürungen zu verhüten, welche allemal die schlimsten Zufälle erzeugen. Würde man nicht bey Zeiten gerufen, und die Entzündung hätte schon stark zugenommen, so müßte man Umschläge, welche die Verschwärung befördern, auflegen. Unter den im Land wachsenden Pflanzen schicken sich zu Erfüllung dieser Anzeige am besten die Blätter des Medecinier's, des Eisenkrauts (verbena) und Lilienzwiebeln, welche häufig auf den Triften oder Wiesen gefunden werden. Ist die Verschwärung geschehen, so verfährt man auf die noch zu meldende Art.

Heftige Entzündungen endigen sich, wie wir schon gesagt haben, entweder durch Verschwärung oder durch den Brand; diese beyden Zustände machen zwo verschiedne Krankheiten aus, deren jede eine besondre Behandlung und Heilart erfordert, und hiervon wollen wir jezt reden.

Fünftes Kapitel.

Von der Verschwärung.

Da die Eytermaterie, wenn sie sich in einem Theile ansammlet, oft sehr schnell in Fäulniß und Schärfe übergeht, da in diesem Klima alles zur Erzeugung solcher Erfolge hilft; so kann man auf Eröffnung der Eyterbeule nicht aufmerksam genug seyn. Es würde in der That nichts gefährlicher seyn, als wenn man das Eyter in einem Theile stocken lassen wollte; denn ist es einmal erzeugt, so fängt es an scharf zu werden, und kann alsdann die Orte, wo es sich aufhält, sehr leicht anfressen und zerstören. Aber diese Zerrüttungen sind noch mehr zu befürchten, wenn die Kranken von schlechter Leibesbeschaffenheit sind, wenn sie scharfe Säfte haben, wenn die Eytermaterie nach einer heftigen Entzündung folgt, oder auch, wenn sich eine hitzige Krankheit damit endigt: ausserdem ist auch mehr Gefahr zu fürchten, wenn sie auf zärtlichen Theilen sizt, als in Gelenken, auf Flechsen, Knochen, u. d. gl. oder auch in der Substanz eines Eingeweides, das einen mehr oder weniger zärtlichen Bau hat.

Um einen Begrif von den Verheerungen zu geben, welche der Aufenthalt von Eytermaterie unter den verschiedenen jezt gemeldeten Umständen anrichten kann, wollen wir einige Beobachtungen anführen; sie werden überdis dazu dienen, die Heilart anzuzeigen, welche man in der Kur dieser Krankheiten befolgen muß; auch werden sie zu erkennen geben, wie viel die Natur bey innerlichen Eyterbeulen vermag, denen man durch die Kunst nicht beyspringen kann.

1. Von innerlichen Eyterbeulen (Abscessen.)

Ich habe anderswo *) bemerkt, daß die Fiebermaterie sich oft auf ein Eingeweide wirft, und daselbst Eyterbeule verursacht, besonders in der Leber. Wenn die Schwankung äusserlich zu fühlen ist, so darf man keinen Augenblick anstehen, eine Oeffnung zu machen, um die Zerreissung zu verhüten, die bey einem langen Aufenthalt des Eyters, in dem zarten Gewebe dieses Organs ohnfehlbar entstehen würde; wenn aber unglücklicher Weise keine Spur von dem Orte vorhanden ist, wo die Eytermaterie liegt, so bleibt für die Kunst wenig zu

*) Siehe des Verfassers Beobachtungen über die Krankheiten in Cayenne und dem französischen Guiane.

thun übrig, und man muß die Heilung lediglich den Kräften der Natur überlassen. Im Jahr 1768 theilte ich der königlichen Akademie der Wundarztneykunst einen Fall dieser Art mit. Ein starker und kraftvoller Mann bekam nach einem im Land gewöhnlichen Fieber eine Verstopfung in der Leber, mit heftigem Schmerz und einem schleichenden Fieber, welches alle Abend wiederkam; die in solchen Fällen dienlichen Mittel wurden sorgfältig gebraucht, und nach zehn bis zwölf Tagen ließen die Zufälle nach. Alles gab zu erkennen, daß die Vereyterung geschehen sey, nichts aber zeigte äuserlich die Stelle, wo es sich gesezt, an, und nirgends konnte man ein Merkmal von Schwankung gewahr werden. Der Kranke blieb fünf bis sechs Tage ziemlich ruhig; bald darauf bekam er ein schleichendes Fieber, mit unordentlichem Schauer, und klagte über heftige Schmerzen in der Gegend der Leber; er konnte nur auf dem Rüken, und oft nicht anders als halbsitzend liegen; er hatte die stärksten schmelzenden Schweisse: endlich konnte er weder des Nachts noch am Tag schlafen, und durchaus nichts essen. In diesen Umständen brauchte ich verschiedne Mittel, aber keins schien von Wirksamkeit. Endlich nöthigte mich der qualvolle Zustand des Kranken, und seine beständige Schlaflosigkeit, ihm alle Abend einen kleinen beruhigenden Trank zu geben. Die erste Nacht auf den Gebrauch, brachte er vortreflich zu, und schlief sehr gut,

des andern Morgens früh war er sehr vergnügt, und glaubte, er wäre schon fast ganz geheilt. Da ich wohl wußte, wie viel seiner vorgegebenen Heilung zu trauen wäre, so rieth ich ihm, ruhig zu bleiben, und sich jederzeit wohl in Acht zu nehmen. Der Tag gieng ziemlich gut hin, aber die folgende Nacht fiel der Kranke wieder in seinen vorigen Zustand, welches ihn sehr ängstigte; die folgenden Nächte brauchte er seinen Beruhigungstrank wieder, und schlief so ziemlich; die fünfte Nacht zeigte sich ein starker Auswurf; ich untersuchte das Weggespieene, und fand, daß es Eyter mit Blut vermischt war; auf die folgende Nacht verschrieb ich ihm einen ölichten Trank, löffelweiß von Stund zu Stund zu nehmen, auch befahl ich dem Kranken, in einen Teller zu spucken. Der Auswurf war den ganzen Tag gestanden, aber so bald sich der Kranke niederlegte, bekam er einen heftigen Husten, und brauchte seinen Trank; der Auswurf stellte sich sogleich wieder ein, und dauerte die ganze Nacht, in solcher Menge, daß am folgenden Morgen der ganze Teller voll eyterigter Materie war, die die Farbe von Weinhefen hatte. Ich verordnete dem Kranken ein den Umständen angemessenes Verhalten, und eine Wundtisane mit ein wenig Flaschenkürbissyrup, ohne dabey die ölichten Tränke auszusetzen. Der Auswurf dauerte alle Nächte fort, am Tag aber lies er jederzeit nach. Der Abgang dieser Eytermaterie war in so beträchtlicher Menge,

daß der Kranke einen Monat lang alle Nacht mehr als ein Pfund von sich gab. So wie diese Ausleerung geschah, besserte es sich auch mit dem Kranken merklich; der Schlaf fand sich zum Theil wieder ein, das schleichende Fieber verschwand, die sonst äuserlich sehr merkliche Gröse des rechten Hypochonders nahm sichtlich ab. Da der Auswurf sich zu verringern anfieng, lies ich die Wundtisane mit Milch zur Hälfte vermischen, und den Kranken zugleich die Mortonischen Pillen brauchen. Als die Kräfte wiederkamen, verordnete ich ihm des Morgens und Abends kleine Spaziergänge, und erlaubte ihm nun auch veste, doch leicht verdauliche Speisen; diese Lebensart führte er anderthalben Monat, nach welcher Zeit der Auswurf gänzlich verschwand, der Kranke sich um vieles besser befand und wieder zunahm. In diesem Zustand brachte er ohngefehr drey Monate hin, und klagte die Zeit über sonst nichts, als daß er zuweilen einen geringen Schmerz in der Gegend der Leber empfand: nachher fiel er in ein heftiges Fieber, und der Schmerz im rechten Hypochonder erwachte wieder, wie vorher, ohne daß man jedoch die geringste Spannung oder die mindeste Geschwulst wahrnahm; die schmelzenden Schweiße, so wie die Schlaflosigkeit fanden sich auch wieder ein; dieser Zustand dauerte ohngefehr acht Tage; nach Verlauf dieser Zeit, und in dem Augenblick, da es sich mit dem Kranken zu bessern schien, fieng er wieder

an, Eyter, obwol nicht in groser Menge, auszuwerfen; ich verordnete ihm aufs neue Wundtisane und ölichte Tränke, aber der Auswurf blieb acht Tage lang überein und schafte keine Erleichterung. Während dieser Zeit klagte der Kranke zween bis drey Tage lang auch über Bauchgrimmen; endlich folgte ein Bauchfluß, der die beyden ersten Tage sehr häufig war, ohne daß ich etwas besonders daran wahrnehmen konnte; da ich aber am dritten Tage den Abgang von der vorhergegangenen Nacht untersuchte, fand ich, daß er die Aehnlichkeit mit der Eytermaterie hatte, welche vorher durch den Auswurf fortgieng. Der Kranke sagte mir, daß ihn diese leztere Ausleerung ungemein erleichtere; und nicht allein der Auswurf, sondern auch die bis auf diesen Augenblick so starken schmelzenden Schweisse stunden gänzlich. Diese Art von eyterichten Durchfall, welcher beynahe anderthalb Monate dauerte, verlor sich endlich ohne Gebrauch einer Arzney; der Kranke erholte sich ungemein, nahm wieder an Fleisch zu, und spürte nicht mehr den geringsten Schmerz in der Gegend der Leber. *)

Diese

*) Dieser von Natur sehr starke Mann befand sich nachher sehr wohl bis zum Jahr 1774, da er starb. Weil ich aber damals sein Wundarzt nicht mehr war, so kann ich nicht sagen, was seine lezte Krankheit gewesen.

Diese Beobachtung giebt zu verschiednen Betrachtungen Anlaß, und beweißt, wie groß die Hülfsmittel der Natur sind. Aus dem Abgang der Eytermaterie durch den Auswurf läßt sich muthmasen, daß sich selbige einen Weg durch den erhabnen Theil der Leber, durch das Zwergfell und durch die Lungen bahnte; das sonderbarste bey diesem Vorfall aber ist, daß die Eytermaterie diese Theile anfressen konnte, ohne daß sich der Kranke jemals über einigen Schmerz darin beklagte. Der Weg, den sich das Eyter gebahnt hatte, mußte von ziemlichem Umfange seyn, da es zu gewissen Zeiten in ausserordentlicher Menge abgieng: endlich scheint es, daß sich dieser Weg wieder gänzlich schloß, weil der Kranke wieder vollkommen hergestellt wurde, und nicht die geringste üble Empfindung in diesem Theile hatte. Was den eyterhaften Durchfall betrift, der allem Anschein nach die Krankheit gänzlich hob, so kann man für gewiß annehmen, daß das Eyter durch den Lebergang, dessen Umfang vermuthlich sehr erweitert wurde, in den Zwölffingerdarm kam. Vielleicht konnten auch die Wände des Eyterbeuls mit den Häuten der Gedärme zusammengewachsen, und das Eyter auf diesem Weg durchgebrochen seyn. Sollte aber bey diesem Zufall die heilsame Wirkung der Natur glücklich von Statten gehn, so würde nichts desto weniger Stärke und ein gutes Temperament des Kranken, von dem diese

Beobach-

Beobachtung handelt, erfordert, und unglück-licher Weisse sind die Fälle, wo sie mit gleich gutem Erfolg wirkt, obwol nicht ohne Bey-spiel, doch sehr selten in Krankheiten dieser Art, welche so häufig in diesem Klima vorkommen. Indeß thut doch die Natur allemal ihr äusser-stes: folgende Beobachtung dienet hiervon zur Probe.

Gegen Ende des Jahrs 1766 mußte ich einen alten Soldaten, der sich jezt auf das Fi-schen legte, besuchen; er hatte ein heftiges Fieber, und klagte über starken Schmerz in der rechten Lendengegend; alles zeigte eine entzünd-liche Anhäufung nach der rechten Niere an. Aus den Fragen, welche ich an den Kranken that, erfuhr ich, daß er seit ohngefehr drey Monaten einen nicht geringen Schmerz an die-ser Stelle verspürt, und unausgesezt ein schlei-chendes Fieber gehabt hatte. Ich brauchte hiztilgende Mittel, so wie sie diesem Fall am angemessensten schienen; am fünften Tag lies das Fieber und auch der Schmerz nach, und drey oder vier Tage nachher befand sich der Kranke so wohl, daß er seiner Fischerey wieder nachgieng. Zween Monate nach diesem Zeit-raum erschien das Fieber wieder mit Heftigkeit und einem starken Schmerz in der Lebergegend, welche ein wenig geschwollen war. Der Kran-ke wurde nun ins Hospital gebracht; ich lies schmerzstillende und erschlaffende Umschläge auf die Geschwulst legen, und verordnete ihm eine

schickliche

schickliche Diät; nach acht bis neun Tagen nahm das Fieber und alle Zufälle merklich ab, die Geschwulst des Hypochonders sezte sich; man konnte an selbiger nicht das geringste Zeichen von Schwankung spüren. Am dritten Tag nach dieser Verminderung der Zufälle sagte mir der Kranke, sein rechtes Dickbein sey ihm eingeschlafen, und er könne solches nicht bewegen; ich sah darnach, und fand am obern Theil desselben, etwas nach innen zu, eine Geschwulst mit Schwankung; ich öffnete sie augenblicklich, und es lief eine sehr grose Menge Eyter heraus, das wie Weinhefen aussah, und entsezlich stank; ich lies den Kranken aufrecht sitzen, und die Materie lief in Menge ab; zugleich bemerkte ich, daß, wenn ich in der Lebergegend drückte, der Abfluß merklich zunahm. Ich brachte eine krumene Sonde in die Oefnung des Eyterbeils und unter den Schenkelbogen, aber ich konnte nicht bis ans Ende kommen. Ich machte bey diesem ersten Verbande reinigende und dem Brande widerstehende Einspritzungen, richtete die Diät so ein, daß der Fäulnis der Säfte vorgebeugt wurde, und lies den Kranken eine Abkochung von Chinarinde brauchen; aber diese Mittel waren unnüz; am folgenden Tage offenbarte sich der Brand an der Oefnung des Eyterbeuls, die Materie, welche herauslief, hatte einen sehr aashaften Geruch, und am dritten Tag starb endlich der Kranke. Ich machte den Leichnam

auf

auf, und fand die Substanz der Leber grosentheils verzehrt; das Eyter war im hohlen Theil derselben, der ganz in Fäulnis gegangen, durchgebrochen, von da in den untern Theil des Leibes gegangen, bey welcher Gelegenheit es das Nez angefressen und das Zellgewebe im Durchgang der Schenkelgefäse zerstört, endlich aber sich an dem Orte, wo die Geschwulst zum Vorschein kam, angesamlet hatte. Die Niere auf dieser Seite, als wohin sich die Materie zu erst gewendet hatte, war in zwey Drittheilen verfault, und zwey bis dreymal so gros, als im natürlichen Stand. Derjenige Theil von den dünnen Gedärmen, welchen das Eyter auf seinem Wege berührt hatte, war durchaus brandigt, so wie auch ein Theil vom Gekröse.

Nicht alle in der Leber sitzende Eyterbeule haben eine für den Kranken so nachtheilige Lage, als die eben erwähnten; ich habe in Cayenne viele Fälle solcher Krankheiten gehabt, wo sich der Eyterstock durch deutliche Kennzeichen offenbarte, und wo dann eine zu rechter Zeit gemachte Oefnung mit dem glücklichsten Erfolg begleitet war. Unter diesen Umständen ist es wesentlich, mit selbiger nicht im geringsten zu zaudern, so bald man hinlängliche Merkmale von der Gegenwart des Eyters, und von der Nothwendigkeit, den Eyterbeul zu öfnen, hat: der kleinste Verzug kann dem guten Erfolg der Operation nachtheilig werden. Wirklich kann dergleichen Materie, ausser den Verheerungen,

welche sie in der Substanz der Leber, und durch ihren Rückfluß in der Masse der Säfte erzeugt, auch noch die Verbindungen des Eytersacks mit dem Nez und den Bauchmuskeln zerstören, da denn, wenn der Beul einmal aufbricht, das Eyter zum Theil in den Unterleib kömmt, und daselbst nothwendig gefährliche Zufälle hervorbringen muß. Diese zu einem guten Erfolg der Operation so nüzliche und nöthige Verbindung, erfordert die größte Aufmerksamkeit des Wundarztes, damit er die Oeffnung nicht weiter macht, als dieser Zusammenhang geht, weil sonst der eben erwähnte Zufall kommen würde. Sind diese Eyterbeule geöffnet, so sieht man bey ihrer Behandlung immer auf die Neigung, welche diese Theile zur Fäulung haben; statt aller andren äußerlichen Mittel braucht man blos gelinde reinigende, womit eine Abkochung von Chinarinde vermischt wird. Man kann dieses flüssige Mittel noch wirksamer machen, wenn man einige Tropfen Cassia dazu thut. In den Eyterbeul steckt man bis auf den Grund ein kleines mit diesem Liquor beneztes Stück Leinwand, die Oeffnung bedeckt man mit Leinwandfasern, die mit der nemlichen Mischung angefeuchtet worden, und legt endlich oben drüber Bäuschgen und eine schickliche Binde. Die Diät muß sich blos auf das Gewächsreich einschränken und für die ersten Tage sind Kräuterbrühen zulänglich. Ist das Eyter faul und stinkend, so läßt man den Kranken abgekochte

Tränke

Tränke aus Chinarinde, bittren Pflanzen, etwas Salpeter, u. d. g. brauchen.

2.) Von äuserlichen Eyterbeulen.

Was die Eyterbeule an den äussern Theilen betrift, so kann ihnen zwar die Kunst eher beyspringen; es giebt aber doch Fälle, wo das Eyter übel hauset, besonders, wenn es in zärtlichen Theilen, die von seiner Schärfe leicht angegriffen werden, sizt: folgende Beobachtungen werden zur Probe dienen.

Der Herr Ritter Rousseau, ein Creole von Cayenne, der sich am Ufer des Flusses Kourou angebaut hatte, stach sich am zwanzigsten des Herbstmonats 1771 mit dem zweyten Glied des Mittelfingers an der rechten Hand, in die Spitze eines Hakens, an welchem er Schnepfen aufhängen wollte; er fühlte sogleich einen heftigen Schmerz, achtete aber nicht darauf; am folgenden Tag war der Finger sehr geschwollen und zugleich ein starkes Fieber zugegen; der Kranke tauchte die Hand in laues Wasser, und legte auf die kleine Wunde weiter nichts, als ein Pflaster von Onguent de la Mere, diese Mittel richteten nicht das geringste aus. Am dritten Tag hatte die Geschwulst die ganze Hand eingenommen, der Schmerz war pochend und heftig, Fieber, Durst

und Hitze in der ganzen Haut ließen gar nicht nach. Bey diesen Umständen, und da der Kranke dort keine Hülfe bekommen konnte, entschloß er sich, nach dem Posten Kourou zu reisen, wo ein Wundarzt ist, der von dem König unterhalten wird. Als er hier ankam, waren die vorher erzehlten Zufälle noch heftiger, und der Kranke konnte auf keiner Stelle bleiben. Nachdem der Wundarzt die Hand untersucht hatte, legte er auf die kleine Wunde, aus welcher eine röthliche Feuchtigkeit lief, ein Pflaster, über die ganze Hand aber einen erschlaffenden Umschlag. Am folgenden, als dem vierten Tage, war die Geschwulst ausserordentlich, und nahm nicht nur den Vorderarm, sondern auch den Oberarm bis unter die Achsel ein. Der Kranke schlief weder Tag noch Nacht und hatte unaussprechliche Schmerzen. Der Wundarzt suchte ihn durch die Versicherung zu trösten, daß diese Schmerzen zur Kochung des Eyters nothwendig wären, daß er sie nun bald überstanden hätte, und daß er den Eyterbeul öffnen werde. Der Kranke geduldete sich noch diesen vierten Tag über; da er aber am fünften noch schlechter wurde, entschloß er sich nach Cayenne zu reisen. Auf dem halben Wege kehrte er bey seiner Schwester, der Frau Gillet ein, die ihn noch überdies beredete, bey ihr zu bleiben. Man schickte sogleich nach einem Einwohner dieses Quartiers, der sich einige Kenntniß in den Krankheiten des Landes erworben

hat,

hat, und sich oft nüzlich erweißt: nachdem er die kranke Hand betrachtet hatte, meynte er, es wäre kein Eyter vorhanden, sondern man müßte es vielmehr durch zeitigende Umschläge erst erzeugen; er ließ also dergleichen auf alle geschwollene Flecken legen. Am siebenten Tage war alles noch viel schlimmer; die Fiberanfälle kamen häufiger, und waren mit starkem Schauer begleitet, der Kranke redete oft irr, und die Schmerzen wuchsen. Da am achten Tag noch alles in dem nemlichen Zustand war, bat mich endlich Frau Gillet in einem Briefe, daß ich so bald als möglich zu ihr kommen möchte. Ich reißte augenblicklich ab, und kam eben zu der Zeit an, da man ihn verbunden hatte. Man erzehlte mir anfänglich die Geschichte der Krankheit, und versicherte, daß sich noch kein Eyter erzeugt hätte, man auch nicht eher als in zween oder drey Tagen die Hand würde öffnen können. Der Kranke schriee aber in voller Ungeduld über seinen Zustand, man möchte die Hand sogleich wieder aufmachen, daß ich sie untersuchen könnte; wie gros war aber mein Erstaunen, als ich den ungeheuren Umfang dieses Theils sah; der verwundete Finger war schwarz und brandicht, der Handrücken mit Brandblasen überdeckt, und das Oberhäutgen schälte sich von der übrigen Haut ab. Die inwendige oder flache Hand war mit Beulen besezt, die vom Eyter herrührten, welches an den am wenigsten widerstehenden Stellen die Haut

in die Höhe gehoben hatte. Der Vordermann war wenigstens zweymal so gros, als gewöhnlich; an seinem untern und innern Theil, oberhalb dem innern und gemeinschaftlichen Ringbande befand sich eine starke Geschwulst mit Schwankung. Ich berichtete der Frau Gillet den traurigen Zustand der Hand, und wir beschlossen, ehe noch etwas daran vorgenommen wurde, den Kranken zu ihrer Mutter, der Frau Rousseau, welche nur eine kleine Meile von Cayenne wohnte, tragen zu lassen, damit ich ihn dort besser abwarten könnte. Der Kranke wurde in einer Hangmatte getragen: wir reißten des Morgens zwo Uhr ab, und kamen früh um acht Uhr bey der Frau Rousseau an. Sobald man ihn in ein Bett gebracht hatte, bereitete ich alles zu, was ich zum Verband brauchte. Zuerst machte ich Einschnitte in den abgestorbnen Finger, und fand, daß der Brand nicht weiter als bis in das Wesen der Haut gieng, ich spaltete ihn inwendig bis auf den Knochen, in eben der Gegend, wo er verwundet worden war. Die Flechsen des hohen (sublimis) und tiefen (profundus) Muskels, welche die Wunde getroffen hatte, waren verfault, der Knochen des ersten und andern Gelenkes war, wie dasjenige Handbein (os metacarpi) welches auf diesen Finger paßte, angefressen; nach diesem schnitt ich einige erhabene Stellen der Hand auf, um das Eyter herauszulassen; die grose Menge entstandner

Hoh=

Hohlungen, und die Fäulnis der Flechsen und Bänder, welche man der Abschälung überlassen mußte, nöthigte mich, die Einschnitte zu wiederholen; doch konnte ich sie nicht so weit verlängern, als eigentlich hätte seyn müssen, weil viele Theile dazwischen kamen, die geschont werden mußten. Durch die Einschnitte, welche ich am innern Theil der Hand machte, gewann dasjenige Eyter Ausfluß, welches sich in der Geschwulst oberhalb dem inwendigen und gemeinschaftliche Ringbande befand, und welches ohne Zweifel durch dieses Band herunter gedrungen war. Hierauf machte ich mich an den Handrücken, wo sich der Brand zeigen wollte; ich machte verschiedne Einschnitte, es kam aber nichts als eine helle und röthlichte Materie heraus. Ich legte auf die ganze Hand, sowol innerlich als äusserlich, wie auch über die Finger, einen Umschlag von Manioc, wozu ich eine gute Dose Taffia sezte; auf den Vorderarm, der heftig entzündet war, legte ich erschlaffende Umschläge, über den ganzen Arm aber, der bis unter die Achsel geschwollen war, Bäuschgen, die in eine Abkochung der nemlichen Pflanzen, mit Taffia geschärft, eingetaucht wurden. Dem Kranken wurde eine strenge Diät auferlegt, und der Gebrauch einiger Kräuterbrühen empfohlen; er mußte dabey einen abgesottenen Trank von Chinarinde und bittern Pflanzen nehmen. Kurz nach diesem ersten Verband kam er zu vollkommner Ruhe,

und schlief den ganzen übrigen Tag; Abends nahm ich den Verband weg, um einen frischen zu machen, das Eyter war überall stark gelaufen, und alle Stücke des Verbands waren damit durchdrungen; die Gröse des Vorder- und Oberarms hatte merklich abgenommen, und viele vorher angeschwollne Drüsen unter der Achsel waren schon verschwunden. Ich verband den Kranken eben, wie am Morgen. Am zweeten Tag hatte sich die Geschwulst der Hand und der andren Theile um vieles vermindert, der Kranke war sehr ruhig, und das Fieber hatte nachgelassen. Lappen von verfaulten Fleisch, und besonders Sennenscheiden giengen in Menge durch die in der inwendigen Hand gemachten Einschnitte ab; der Schorf am brandigen Fleisch verkündigte einen nahen Abfall. Ich wusch die Stellen, welche anfangen wollten, brandigt zu werden, mit gekampherten Taffia, die übrigen Einschnitte an der Hand aber mit einem Wundwasser, wozu ich ein Drittheil reinen Taffia gesezt hatte. Auf die blosliegenden Sennen brachte ich Bourdonnets, die im Terpenthingeist getaucht waren, auf das schon wieder frische Fleisch aber Federmeisel, mit Wundwasser angefeuchtet, und endlich legte ich über dieses alles Umschläge von Manioc. Mit diesem Verbande fuhr ich fünf Tage lang fort, wobey die anfangs vorgeschriebne Diät beybehalten, und dem Kranken alle Abend ein erweichendes Clystier gesezt wurde; und während

dieser

dieser Zeit waren die brandichten Schorfe gänzlich abgefallen. Am sechsten schälten sich die Sennen des hohen und tiefen Muskels vier bis fünf Zoll weit ab, und es entstand dadurch ein Blutfluß, der mitten in der Hand ausbrach. Ob ich gleich alle Mittel anwendete, ihn zu stillen, dauerte er doch sechs und dreyßig Stunden, und der Kranke verlor viel Blut; ich befürchtete sogar manchmal, ich würde ihm die Hand abnehmen müssen. Der angebrachte Druck, welcher in diesen Fällen unvermeidlich ist, machte von neuem Geschwulst; das Eyter bahnte sich sogar einige Hohlgänge, so daß ich wieder frische Einschnitte machen mußte: endlich, da ich glaubte, daß der Blutfluß nun gänzlich gestillt sey, verband ich den Kranken wieder wie vorher, und legte auf die Stellen, wo der Beinfras nun offen vor Augen lag, Weingeist. Die Hand fiel bald wieder zusammen, und bekam die Gestalt, die sie vor der Verblutung gehabt hatte. Ich fuhr mit den angeführten Verbänden fort, bis sich die Sennen und Bänder gänzlich abgeschält hatten; die Muskeln der Handbeine (metacarpi) giengen zum Theil verloren, und es entstanden zwischen diesen Knochen leere Räume, in welche ich kleine runde Stückgen von feiner Leinwand steckte, die dann nach und nach verringert wurden, so wie sich die Gefäse entledigten. Nach einem Monat waren die Wunden dem Anschein nach im besten Stand, die angefreßnen Beine

des verwundeten Fingers blätterten sich, und man konnte an den Sennen und Bändern nichts verdorbenes mehr wahrnehmen. Da sich der Kranke einsmals sehr anstrengte, um sich aufzurichten, so entstand ein neuer Blutfluß, der zwar nicht so stark wie der erste, aber doch ziemlich schwer zu stillen war, und zwölf Stunden dauerte. Da er nachgelassen hatte, legte ich äusserlich nichts, als blos Taffia auf; denn das Fleisch schwoll auf und wurde weichlich; bald hernach aber bekam es wieder eine bessere Beschaffenheit. Die gleich vom Anfange an verordnete Diät wurde bis jezt fortgesezt, auch mit dem Trank aus Chinarinde und bittern Pflanzen fortgefahren. Der Kranke genoß nun ein wenig von vesten Speisen, die jedoch immer aus dem Pflanzenreich genommen wurden. Es besserte sich mit den Wunden von Tag zu Tag, die vom Beinfras ergriffnen Knochen hatten sich nach funfzig Tagen völlig abgeblättert, und die Heilung schritt von allen Seiten vorwärts. Da der verwundete Finger seine Beugsennen verloren hatte, so hielt ich ihn die folgende Zeit der Kur über in einer krummen Lage, damit er nicht steif ausgestreckt blieb und gar zu ungestaltet würde. Die Narben sezten sich allerwärts an, und nach Verlauf von drey Monaten war endlich die Heilung vollkommen beendiget. Im Anfange konnte der Kranke seine Hand fast gar nicht brauchen, alle Finger waren steif und unbeweglich; aber nach und

nach kam ihre natürliche Biegsamkeit wieder, und der Kranke konnte seine Hand zum Schreiben und andern Bedürfnissen brauchen.

Man muß bemerken, daß der Kranke, von dem diese Beobachtung genommen worden, seit beynahe zween Jahren von sehr übler Leibesbeschaffenheit war; verschiedne Eingeweide des Unterleibs, besonders die Milz, waren verstopft; seine Säfte hatten ihre natürliche Dichtigkeit nicht mehr, und sein Blut war äußerst aufgelößt. Diesem schlechten Zustand muß man ohne Zweifel die Zufälle dieser Krankheit beymessen, wie auch die Schwierigkeit, die ich hatte, den Blutfluß zu stillen; und eben diese schlechte Beschaffenheit war auch Ursache, daß ich mit der gegen die Fäulniß gerichteten Diät und dem Gebrauch geistiger äußerlicher Mittel so lang anhielt. Obgleich diese Umstände für den Kranken gar nicht günstig waren, so kann man doch gewiß glauben, daß wenn man gleich im Anfange ihm mit schicklichen Mitteln an Handen gegangen wäre, seine Krankheit niemals so schlimme Zufälle gehabt haben würde: hätte nur noch damals, als er am Posten Rourou ankam, der Wundarzt einen tiefen Einschnitt in die verwundete Stelle gemacht, hätte er die Scheide der gereizten Sennen geöffnet, und die erste Zuschnürung gehoben; so würde er nicht allein dem Brand, sondern auch der nachher erfolgten Zerfleischung der ganzen Hand vorgebeugt haben. Auf diese Art erzeugen

Wunden,

Wunden, die unerfahrnen Leuten von keinem Betracht zu seyn scheinen, heftige Zufälle, und diese sind fast immer Folgen der Nachläßigkeit, mit der man diese Krankheiten in ihrem Anfange behandelt. Der Zustand, worinn sich der verlezte Finger befand, schien anfänglich die Abnehmung desselben zu erfordern; ich läugne nicht einmal, daß ich den Kranken öfters inständig bat, mich dieselbe vornehmen zu lassen; er wollte aber niemals drein willigen. Da die Knochen des ersten und zweyten Gelenks vom Beinfras ergriffen waren, so lies sich kaum hoffen, daß ich den Finger würde erhalten können, weil diese Krankheit im schwammichten Theil dieser Knochen schnell um sich greift. Was den Brand anbetrift, so befand sich selbiger blos im äusern Umfange der Haut, und diese schien an vielen Stellen, durch die antiseptische Kraft des in Umschlägen geb auchten Manioc's, schon wieder in ihren gesunden Zustand versezt zu seyn.

Aus dieser Beobachtung erhellet, daß man nicht gar zu leichtsinnig mit Operationen eilen müsse, wenn eine Möglichkeit da ist, sie zu vermeiden, am wenigsten mit solchen Operationen, wobey ein Theil oder gar ein Glied verlohren geht, und welche noch überdies ein lächerliches Vorurtheil gegen diejenigen Personen unterhalten, welche diesen Theil der Heilkunde selbst mit dem größten Ruhme treiben.

3.) Von

3.) Von Eyterbeulen auf schwammichten Knochen.

Sitzen die Eyterbeule auf Knochen, so kann das Eyter vielen Schaden anrichten, besonders, wenn die Substanz dieser Knochen schwammicht ist; so wie sich dieses in nachstehendem Falle zugetragen hat:

Zu Anfange des Jahrs 1768 mußte ich Herrn Leclair, Königlichen Notarius, und Gerichtsschreiber im Cayennischen Amte besuchen; er lag an einem heftigen Fieber, mit Brustbeklemmung und schwerem Athemholen. Er klagte über einem grosen Schmerz auf dem Brustbein; als ich diese Gegend untersuchte, fand ich eine Geschwulst von der Gröse eines Taubeneyes, sie war hart und etwas entzündet: ich legte schmerzstillende und erschlaffende Umschläge auf, verordnete dem Kranken eine strenge Diät, und ein verdünnendes Getränk: auch wurde ihm verschiedenemal Ader gelassen. Der Gebrauch dieser Heilmittel schien aber unwirksam, die Geschwulst wurde sehr gros, und es lies sich eine nahe Vereyterung vermuthen. In der Absicht, diese zu beschleunigen, legte ich Umschläge aus Sauerampfer, Gombo und Lilienzwiebeln auf. Die Zufälle der Verschwärung hielten bis zum achtzehnten Tag an, wo sie völlig zu Stande gekommen schien: ich öffnete den Eyterbeul; es gieng viel gutartige Materie heraus, und der Kranke fand sich sehr erleichtert.

In

In den ersten zween bis drey Tagen brauchte ich zum Verbinden ein Digestiv mit Terpenthin und Eydotter. Am vierten Tag war der Eyterbeul sehr schön gereinigt, und sein Umfang hatte sich gänzlich gesezt; ich brauchte nun das Wundwasser mit Taffia und ein wenig inländischem Honig. Alles gieng dem Ansehn nach vortreflich bis zum zwölften Tag, hier entstund aber wieder Fieber und Brustbeklemmung; der Kranke sagte mir nun auch, daß er nicht anders, als auf dem Rücken liegen könnte, und daß er ein unbeschreibliches Uebelbefinden spüre; das Fleisch im Grunde des Eyterbeuls wurde weis und weich. Ich legte nun blos Taffia auf, aber dessen Gebrauch ohngeachtet schwoll das Fleisch auf und blieb immer von schlechter Beschaffenheit. Ohngefehr sechs Tage nach Erscheinung dieser neuen Zufälle sagte mir der Kranke, daß er einen heftigen Schmerz im Grunde des Eyterbeuls fühle; ich untersuchte ihn genau, und fand, daß zwischen zwo kleinen Erhabenheiten von Fleisch eine kleine Luftblase mit ein wenig sehr weiser Eytermaterie sas; ich lies den Kranken husten, und sah in dem Augenblik viele solche Blasen mit etwas Materie herauskommen; ich brachte in diese Gegend ein Stilet, und kam mit denselben weit hinein in die Brust. Ich sagte hierauf dem Kranken, daß ich eine kleine Operation mit ihm vornehmen müßte, die aber nicht viel zu bedeuten hätte. Man bat mich sehr inständig,

dig, sie bis folgenden Morgen aufzuschieben; und da sich alsdann der Kranke in alles ergab, was ich nöthig befinden würde, so nahm ich zuerst mit dem Bistouri das Fleisch weg, welches an dem Ort sas, wo ich das Stilet hineingebracht hatte; und lösete zugleich zwey bis drey Stücke vom Brustbein ab, welches an dieser Stelle ganz verfault war. Kaum hatte ich diese Stücke weggenommen, so kam aus der Brust eine sehr grose Menge weiser und gutartiger Materie. In diesem Augenblick sagte mir der Kranke, daß er sich erleichtert fände; aber es war damit der vorhandnen Anzeige noch nicht völlig genug gethan; ohne Zweifel mußte das übrige vom Brustbein, so weit es vom Beinfras ergriffen war, entblößt werden, damit die Abblätterung desselben bewirkt werden konnte: aber der Kranke und die Umstehenden, welche über den Blutfluß bey Abnehmung des Fleisches ein wenig erschrocken waren, baten mich, ich möchte das übrige, was noch zu thun wäre, auf eine andre Zeit verschieben, und dieses verwilligte ich auch. Ich verband den Eyterbeul äusserlich mit troknen Leinwandfasern, und steckte einige lange und breite Leinwandbäuschgen in die Brust. Am folgenden Morgen befand sich der Kranke vortreflich, und beym Abnehmen des Verbandes zeigte es sich, daß alles recht gut von Statten gieng, Es kam noch immer aus dem innern der Brust viel Eytermaterie; ich sprizte

eine Abkochung von Monbin mit inländischem Honig hinein. Ich wollte nun durchaus meine Operation vollends zu Stande bringen, der Kranke machte aber noch immer viele Schwierigkeiten; nachdem ich ihn aber von der Nothwendigkeit derselben überzeugt hatte, lies er sichs gefallen. Ich nahm noch viel Fleisch rund um die Oefnung des Brustbeins herum weg, und fand, daß ein groser Theil dieses Beins verfault war, so daß ich beynahe den ganzen untern Theil stückweise herausnahm, und damit meine Operation beendigte. Am obern des Brustbeins blieb zwar noch ein ebenfalls angegangnes Stück Knochen; es lößte sich aber in kurzem selbst von dem gesunden Theile ab.

Bey jedesmaligem Verbinden machte ich Einspritzungen, brachte in den Grund des Eyterbeuls ein ziemlich groses Leinwandbäuschgen, und legte äuserlich Leinwandfasern, mit der nemlichen Feuchtigkeit benezt, auf. Der Kranke blieb noch immer bey der anfänglich vorgeschriebnen Diät; und so wie es sich mit dem Eyterbeul besser anlies, wurde ihm etwas mehr Nahrung gereicht: endlich wurde er immer besser, und ich sezte die Verbände nach vorerwähnter Weisse bis zu seiner vollkommnen Genesung, die nach zween Monaten erfolgte, fort. Einige Zeit hernach gieng der Kranke wieder an seine gewöhnlichen Amtsverrichtungen, und führt dieselben noch fort, ohne daß er jemals die geringste Beschwerde an diesem

Theil

Theil wieder empfunden hat. Die Narbe ist vest und tief, und hat, in Betracht der grosen während der Krankheit geschehenen Zerfleischung einen nur kleinen Umfang; es scheint auch, daß sich anstatt der verlohren gegangnen knöchernen Substanz eine neue erzeugt habe, denn man fühlt unter der Narbe einen harten Körper, der dem Druck widersteht. Hätte man zuverlässige Kennzeichen gehabt, daß sich inwendig ein Eyterbeul befände, so wäre hier der Trepan anzubringen gewesen, und man würde durch dieses Mittel den Schaden verhütet haben, welchen die Eytermaterie anrichtete.

Diese Beobachtungen werden ohne Zweifel hinreichend seyn, den Gang dieser Krankheiten und ihre Behandlung in heissen Ländern zu bezeichnen. Die Heilart, der ich gefolgt bin, schien mir den Absichten der Natur am angemessensten, und Kunstverständige werden sie leicht auf alle mögliche Fälle anwenden können: hier will ich noch zum Beschluß dieser Abhandlung etwas vom Brand, und der ihm angemeßnen Behandlung sagen.



Sechstes Kapitel.

Vom Brande.

Der Brand folgt sehr oft auf entzündliche, ja selbst auf blos wäßrichte Verstopfungen. Kömmt er im ersten Fall zum Vorschein, so greift er schneller um sich, als wenn er im zweeten ausbricht, dagegen aber schränkt er sich auch leichter ein. Die Fälle, in welchen der Brand am öftersten und geschwindesten entsteht, sind der Biß giftiger Schlangen, und der Stich gewisser Fische. Welches nun auch die Ursachen dieser Krankheiten seyn mögen, so muß man doch die schleunigste Hülfe leisten, um ihren Fortgang zu hemmen. Ueberhaupt genommen, scheint es, daß man bey der Heilung des Brandes in heissen Ländern durchaus auf zwo Anzeigen Rücksicht nehmen müsse. Die erste erfordert eine schickliche Ausleerung der Säfte, die unter diesen Umständen allemal im stocken sind. Zufolge der zwoten muß man den allzuschwachen und zu sehr erschlappten Gefäsen ihre Stärke und Spannkraft wieder geben. Die Mittel, wodurch der erstern ein Genüge geschieht, sind mehr oder minder tiefe Einschnitte, welche man an dem brandichten Ort machen muß. Diese Operation, welche man beynahe in allen Län-

dern zu Bestreitung ähnlicher Krankheiten unternimmt, ist wol nirgends nothwendiger, als in den heisen Erdstrichen, weil hier die Verstopfungen allemal beträchtlich sind: indessen beweißt doch Erfahrung und genaueste Beobachtung täglich, daß man bey Anwendung dieses Mittels die größte Vorsicht gebrauchen müsse. In der That sind dergleichen tiefe, in groser Menge und über die Grenzen des Brandes hinaus gemachte Einschnitte dem Wachsthum dieser Krankheit fast immer nur noch mehr günstig, wenn sie von einer Erschlappung der Gefäse, ihrer zu geringen Spannkraft, und einer starken Anhäufung der Säfte, besonders des Blutwassers herrühret; dagegen haben sie jedesmal einen glücklichern Ausschlag, wenn der Brand auf heftige und schnelle Entzündungen folgt, und wenn zugleich starke Zusammenschnürungen dabey sind: als wenn, zum Beyspiel, der Brand auf Schlangenbisse und Stiche der Fische folgt.

Zu Erfüllung der zwoten Anzeige dienen solche Mittel, welche den Gefäsen Stärke und Spannkraft geben, hierdurch aber eine Entzündung und Verschwärung erzeugen, die dem Brand Einhalt thut, und die erstorbenen Theile von den gesunden ablößt. Alle Arten geistiger Mittel, mit Auflösungen von Meersalz, Salmiak, u. d. gl. vermischt, sind in dieser Absicht vortreflich. Man wäscht des Tags verschiedenemal den brandichten Theil, in den vor-

her viele Einschnitte gemacht worden, mit diesem äuserlichen Mittel, sucht selbiges bis an die gesunden Theile zu bringen, und legt auf die Zwischenräume der Einschnitte Bourdonnets, welche mit der nemlichen Vermischung angefeuchtet worden. Viele Leute bedienen sich in diesem Fall erschlaffender, fetter und ölichter Arztneyen; aber ich kann versichern, daß sie dem hiebey vorzusetzenden Zweck durchaus entgegen sind, daß sie die Fäulung in diesen Theilen ganz ausnehmend befördern, und allzustarke Verschwärungen mit übelgeartetem Eyter erzeugen. Fällt alsdann der Schorf ab, so findet man weiches, weises, wenig empfindliches Fleisch. In diesem Falle habe ich immer als das beste Mittel den Manioc in Substanz gefunden, wenn man ihn zum Umschlag braucht; diese Pflanze, die dem Kranken jederzeit gute Dienste leistet, hat eine reizende Eigenschaft, und schickt sich also für einen Brand von dieser Art sehr gut; auserdem verschluckt sie, wenn sie trocken wird, die grose Menge Feuchtigkeiten, welche bey Entledigung der Gefäse durch die vorher gemachten Einschnitte herausdringen; sie widersteht einer grösern Fäulung des schon brandicht gewordnen Schorfs, welcher nun trokken wird, und sich durch die gutartigste Eyterung von den gesunden Theilen, welche jedesmal die beste Beschaffenheit haben, ablöset. Daß der Manioc die Kraft besitze, der Fäulniß zu widerstehen, war in dieser Colonie schon

längst bekannt, und seitdem ich ihn zu Erreichung dieser Absicht angewendet, habe ich den besten Erfolg davon gehabt. Im Jahr 1768 theilte ich der königlichen Akademie der Wundarztneykunst einige Bemerkungen mit, die ich über die Kraft dieser Wurzel gemacht hatte; und diese Gesellschaft, welche Thatsachen, die der Menschheit nützlich werden können, allemal sorgfältig sammlet, vermochte mich ferner zu beobachten, was mir meine Praxis von einem so wichtigen Gegenstande entdecken würde. Die Beschaffenheit dieses Erdstrichs ist unglücklicher Weise dieser Krankheit nur allzugünstig, und giebt mehr als zu viel Gelegenheit an die Hand, ähnliche Beobachtungen öfters zu machen; daher kann ich auch dieses Mittel als desto zuverlässiger anpreisen, da ich davon in einer Menge solcher Krankheiten, die ich zu behandeln gehabt, den glücklichsten Erfolg gesehn habe.

Die Art und Weise, den *Manioc* zu gebrauchen, ist, wie ich schon gesagt habe, in Umschlägen; man nimmt eine oder mehrere dieser Wurzeln, schabt sie mit einem Messer ab, um die Schaale wegzunehmen, und raspelt sie hernach, oder stöset sie in einem Mörser zu Teig, den man als einen Umschlag auf den brandigten Theil legt. Ist der Brand nach einer heftigen Entzündung entstanden, und sind die Säfte nicht zu sehr angehäuft, so kann man den Umschlag mit Taffia anfeuchten; denn ohne diese Vorsicht wird er schnell trocken und da-

durch zu einem harten Körper, der den kranken Theil allzusehr reizt: befindet sich hingegen bey dem Brande viele Feuchtigkeit, und ist die Verstopfung sehr stark, so leistet die trocknende und reizende Kraft des Manioc's desto mehr Nuzzen, da er vermittelst seiner Eigenschaft die grose Menge fauler Säfte einschluckt, welche durch die Einschnitte herausdringen; auch stärkt und spannt er zu gleicher Zeit die allzu erschlaften Gefäse, die keine hinlängliche Verschwärung bewirken können; und doch ist nur diese ganz allein im Stand den Brand aufzuhalten, und den Schorf zum Abfallen zu bringen. Uebrigens werden wir von der Kraft des Manioc's, zu Bestreitung der äuserlichen Fäulniß, bey der Abhandlung von faulen Geschwüren, noch einmal reden.

Ausser der äusserlichen Behandlung, welche ich im Brande vorgeschrieben habe, muß man auch noch innerlich diejenigen Mittel brauchen, die man aus der Erfahrung als solche kennt, die in Bekämpfung dieses Uebels nüzlich sind: dahin gehört eine Diät aus dem Pflanzenreich; der Gebrauch bittrer Arztneyen, und besonders der Chinarinde, welche nie vergessen werden darf. Die beste Art, diese leztere zu brauchen, ist, daß man sie kochen läßt, und so in Gestalt eines Tranks giebt.

Dritte

Dritte Abhandlung.

Von Behandlung der Geschwüre.

1. Kapitel.

Von den Geschwüren überhaupt.

Obgleich die blosen Naturkräfte sehr oft hinreichend sind, einfache Wunden mit Verlust von Substanz zu heilen, so verhält es sich doch ganz anders mit den Geschwüren, welche fast immer von gewissen Fehlern unterhalten werden, welche die Natur unmöglich überwältigen könnte, wenn ihr nicht die Kunst zu Hülfe käme: es sind dieses solche Fehler, die man am kranken Theil bemerkt, und örtliche nennt. Meine Absicht ist nicht, von jenen zu handeln, die ihren Siz in der Masse der Säfte haben, und welche man als Ursachen dieser Krankheiten ansehen kann; sie erfordern eine ganz besondre Behandlung, die man anderwärts beschrieben findet.

Die Fehler, welche sich in heissen Ländern fast zu allen Geschwüren gesellen, und ihre Heilung verhindern, sind äuserst weiches, schleimichtes, sehr erhabnes Fleisch, welches von Farbe weislicht, oft faul, oder sonst von sehr schlechter Beschaffenheit ist; faules, gauchiges, zu dickes oder zu dünnes Eyter, u. d. gl. Dieses sind die Gegenstände, welche ich in dieser Abhandlung betrachten, und zugleich die Art und Weisse angeben will, wie man dergleichen Fehlern am besten abhelfen, und diese Krankheit vollkommen heilen könne.

Zweytes Kapitel.

Geschwüre vom Stich der Insekten.

Fast alle einfache Geschwüre folgen entweder nach vernachlässigten und schlecht geheilten Wunden, oder nach Eyterbeulen, oder nach einem Brand. Diese Quellen, aus denen eine grose Menge dieser Krankheiten entspringt, sind in heissen Ländern nur allzugemein; es giebt aber ausserdem noch eine, welche ebenfalls viele Geschwüre erzeugt, sie scheint hauptsächlich den neu angelandeten eigen zu seyn, und kömmt von dem starken Jücken, das die Stiche verschiedner Insekten, als der Maringouins, *) der

*) Maringouin ist eine kleine Amerikanische Mücke, deren Larve, ein Wurm so dünne als ein Haar und von der Länge eines Korns Rocken, sich in faulem Wasser aufhält.

der Moustikes, der Agoutischen Läuse, der Tiks, und anderer verursachen. Von diesen Stichen erheben sich auf der Haut kleine Blätergen, die so empfindlich sind, daß man sich nicht enthalten kann, so lange zu kratzen, bis Blut folgt. Alsdann entsteht ein Geschwür, das man im Lande Malingre nennt, und welches sehr schwer zu heilen ist.

Die weiche Haut der Europäer, welche das erstemal in heisse Länder kommen, und die Beschaffenheit ihrer Säfte ist ohne Zweifel eine starke Lockspeise für diese Insekten, die auch dergleichen Leute in solcher Menge anfallen, daß sie ihnen keinen Augenblick Ruhe lassen, da hingegen die alten Einwohner fast gar nichts von ihnen auszustehen haben. Leute, die eine zarte Haut haben, müssen viel von diesen Thieren dulden; alle Theile, zu welchen sie kommen können, werden mit so grosen Blattern bedekt, daß sich die ganze Haut entzündet, und oft kleine Fieberanfälle dazu schlagen. An den Beinen pflegen dergleichen Blattern am meisten Anlaß zu Geschwüren zu geben, wenn man durch Kratzen dazu hilft; denn alsdann strömen die Säfte in Menge nach diesen Theilen, es entsteht hier eine starke Anhäufung, und die Blattern fangen an zu schwären, woraus dann ein Geschwür wird, daß sich täglich vergrösert, und ein Malingre *) ausmacht.

*) Malingre nennt man zu Cayenne überhaupt alle

Man weiß wenig Mittel, wodurch man sich vor den beschwerlichen Eindrücken dieser Insekten verwahren könnte; die Einwohner von Cayenne schlagen zwar den neuen Ankömmlingen eine Menge dergleichen vor, womit man nach ihrer Versicherung solche Stiche gewiß von sich abwenden könnte, aber im Grunde sind sie ohne Nutzen. Möglich ist es indessen doch, weniger von ihnen beschwert zu werden, wenn man sich mit Kleidern wohl bedekt, beständig Handschuhe trägt, so viel möglich lederne Strümpfe anzieht, und in wohlverschlossenen Fliegenbetten *) schläft; wenn man nicht ins Holz, noch ins Gebüsche oder im Grase geht, und wo möglich im ersten Stock und an freyer Luft wohnt. Um die Haut mehr zusammen zu ziehen, sie härter und gegen die Stiche dieser Insekten weniger empfindlich zu machen, hat es mir mit keinem Mittel so gut geglückt, als wenn man die Beine früh und Abends mit Alaun in Wasser aufgelös't wäscht: ich habe dieses Mittel bey sehr zärtlichen Leuten mit dem besten Erfolg angewendet.

Wird

alle Geschwüre, die von einem besondren Gifte, als dem geilsüchtigen, dem Piansgifte, u. d. gl. entstanden und unterhalten werden.

*) Moustiquaires, von Moustique, einer Art kleiner Mücken, die in Amerika sehr gemein, und höchst beschwerlich sind. Ihr Stich gleicht dem Stich einer glühenden sehr feinen Nadel.

Wird jemand, aller dieser Mittel ungeachtet, von solchen Insekten gestochen, so muß man suchen, das Jucken zu mildern, den Folgen davon vorzubeugen, und dem damit Behafteten ein wenig Ruhe zu verschaffen. Das Mittel, welches man mehrentheils in dieser Absicht braucht, ist eine in Asche gebratne, oder auch frische Citrone, womit man die jückenden Theile des Tags etlichemal reiben läßt; man kann diese Theile auch mit Oxycrat (Wasser und Essig,) oder auch mit Wasser und Taffia waschen; diese leztere Vermischung hat mir besonders gute Dienste gethan.

Ausser den jezt gedachten Insekten giebt es noch eins, welches viel öfter Geschwüre erzeugt. Dieses Insekt heißt im Lande Chique. Es hat die Gestalt und das Ansehen eines Flohes, nur daß es kleiner ist. Es drängt sich in das Innre der Haut ein, wächst stark und bis zur Gröse einer ziemlichen Erbse, es liegt in einer nicht wenig dicken Haut, die der Sack genannt wird, und worein es eine ungeheure Menge Eyer legt. Wenn es völlig ausgewachsen ist, und alle Eyer von sich gegeben hat, verfault es gemeiniglich, und aus den Eyern werden eben so viel gleichartige Insekten, die sich bald darauf nach einer eigenen Freystatt, die ihrem Geburtsort ähnlich ist, umsehen; so daß man in kurzer Zeit die Füse voll solcher Insekten hat, (denn in diesen Theilen halten sie sich am liebsten auf) und unreinliche Leute,

die

die sich dieselben nicht herausziehen lassen, bekommen oft die Füse ganz voller Geschwüre, die von solchen Insekten herstammen. Ich habe zu der Zeit, da man neue Pflanzorte in dieser Colonie anlegen wollte, viele Europäer gesehen, denen die Füse von der Menge und dem Einnisteln der Chiques angefault waren; ich mußte sogar vielen dieser Leute die Fußzehen abnehmen. Indessen, wenn man sie sorgfältig herausziehen läßt, entstehen sehr selten üble Zufälle daraus, besonders wenn man kein Stück vom Sack in ihrer Wohnung läßt: die Negerinnen sind im Herausziehen sehr geschikt; man muß, wenn das Insekt heraus ist, Tobak in seine Wohnung legen, dieser troknet sie in kurzem aus: wäre aber schon ein Anfang von Verschwärung da, so muß man Grünspan darauf bringen, und hiedurch seinen weitern Fortgang hemmen.

Drittes Kapitel.

Von Reinigung der Geschwüre.

Die Behandlung der Geschwüre ist, wie die Kur der Wunden, an vestgesezte und unveränderliche Regeln gebunden gewesen; allein

von

von allen Anzeigen, die dergleichen Krankheiten der allgemeinen Meynung nach wirklich enthalten sollen, kann ich nur eine finden, welche die Hülfe der Kunst jedesmal erfordert. In der That, wenn man die Geschwüre reinigt, nimmt man die Hindernisse weg, die sich ihrer Heilung entgegen setzen. Aber nichts ist eben so schwer, als diesen Zweck zu erreichen, weil die auslaufenden Säfte eine faulichte Anlage haben, und das Fleisch äusserst schlapp ist.

Ist es endlich so weit gekommen, daß man ein Geschwür recht gereinigt hat, so ist es dann wieder äusserst schwer, das Fleisch in gutem Stand zu erhalten, und zum völligen Zuheilen zu bringen; daher entsteht eine zwote Anzeige, die eben so genau erfüllt werden muß, als die erste.

Die Fehler, welche man bey unsren gegenwärtigen Krankheiten aus dem Wege räumen muß, erfordern sehr unterschiedne Mittel. Ist das Geschwür blos schmuzig, das Fleisch weich, aber wenig erhoben, so kömmt es nur darauf an, daß man es wohl reinige, daß man dem Fleisch Stärke und Spannkraft und dadurch Dichtigkeit gebe, endlich aber, daß man es in diesem Zustande erhalte, bis sich die Narbe erzeugt hat. Ist das Geschwür mit Verhärtungen umgeben, das Fleisch geschwollen und von schlechter Beschaffenheit, so muß man es nothwendig wegschaffen, seine Fäulniß verbessern, und es in den gehörigen Schranken

erhalten.

erhalten. Ist das Eyter überflüssig, zu dick oder zu wäßrigt, so muß man es in seinen natürlichen Zustand verändern: ist endlich das Geschwür nicht allein mit vieler Fäulung, sondern auch mit wirklicher Ersterbung der anliegenden Theile verknüpft, so muß man nothwendiger Weisse dieses Uebel wegschaffen, und die Theile in gesunden Zustand versetzen.

Die reinigenden Mittel, die zu Hebung dieser ersten Fehler dienen sollen, müssen so gelind als möglich seyn, besonders, wenn das Fleisch seine Empfindsamkeit noch erhalten, und seine Spannkraft noch nicht gänzlich verloren hat. Es ist alsdann hinlänglich, wenn man eine Abkochung von Monbin braucht, wozu man erwas inländischen Honig und ein Drittheil Taffia sezt, den man jedoch vermehrt, wenn das Eyter zu dick oder zu zäh ist. Man wäscht das Geschwür wohl mit diesem Wasser, feuchtet auch die Federmeisel und Bäuschgen damit an, die übergelegt werden. Bey den Verbänden muß man die nemlichen Vorschriften beobachten, die wir oben bey den Wunden angegeben haben, nemlich man muß alle Arten von Salben weglassen, kein zusammenhaltendes Pflaster auflegen, die Ränder recht rein halten, und endlich nicht allzuviel Linnen darauf packen, welches, wie ich schon gesagt habe, zu nichts dient, als den kranken Theil ohne Nutzen zu erhitzen.

Wenn das Fleisch leicht blutet, und wenig empfindlich ist, so kann man etliche Tage lang trockne Leinwandfasern auflegen, welches bey solchen Umständen gute Dienste thut. Man kann sich auch einer Lauge von Paletuvierasche*) bedienen, welche eine sehr stark reinigende und in diesem Fall vortrefliche Eigenschaft besizt: ich habe sie vielmals mit dem besten Erfolg angewendet. Ist das Geschwür recht gereiniget, das Eyter weder zu dick noch zu zäh, das Fleisch roth, vest und blutet nicht mehr, so braucht man das Wundwasser, dessen oben in der Abhandlung über die Wunden gedacht worden, und hält damit bis zu völliger Genesung an. Will sich die Narbe nicht schließen, so schreitet man zu den austrocknenden Mitteln, die schon erwähnt worden; und sollten auch diese nicht hinreichen, so muß man andre wählen, davon nachher Meldung geschehen soll.

Ist der Umfang des Geschwürs hart und knorrigt, und das Fleisch daran bleich, faulicht und taub, ist das Eyter zu dick und zu zäh, so ist es höchst nöthig, starke und kräftige reinigende

*) Paletuvier, Paretuvier, Manglier, Rizophora — Rhizophora foliis acutis, fructibus subulato-clavatis, *Lin.* Paletuvier heißt auch eine Indianische Feigenart, ficus foliis lanceolatis, integerrimis petiolatis, pedunculis aggregatis, ramis radicantibus, *Lin.* *Paletuvier gris* ist eine Art Avicennia. *Paletuvier de montagne* ist die Clusia foliis venosis, *Lin.*

de Mittel zu brauchen, welche diese Fehler tilgen, und die organische Wirksamkeit in dem dazu fähigen Fleisch wieder erwecken können. Denn wollte man unter solchen Umständen nur gelinde reinigende Mittel brauchen, so würde das Fleisch niemals eine gute Beschaffenheit erhalten, und das Eyter würde allemal bösartig bleiben.

Das Verfahren der mehresten Wundärzte, dieses Fleisch wegzuschneiden, oder tiefe Einschnitte hinein zu machen, taugt in heissen Ländern durchaus nicht. Anstatt daß diese Heilart die organische Wirksamkeit wieder erwecken soll, zerstört sie dieselbige vielmehr; das Eyter bleibt das nemliche, und wird oft noch fauligter; das Fleisch wächst sehr schnell wieder nach, und man muß alle Augenblicke die nemliche Operation wieder vornehmen, die den mehresten Kranken im höchsten Grad zuwider ist, die sich vor allen schneidenden Instrumenten entsetzen.

Viertes Kapitel.

Von Arzneymitteln.

Ganz anders verhält es sich mit dem Gebrauch gewisser Arzneymittel, welche das wilde Fleisch

Fleisch wegbeizen, einen mehr oder weniger tiefgehenden Schorf erzeugen, und in kurzem alles Bösartige im Geschwüre tilgen: sie geben zugleich dem zurückbleibenden Fleisch Stärke und Spannkraft, und machen das beste Eyter; fällt alsdann der Schorf ab, so findet man rothes, vestes und höchst empfindliches Fleisch.

Die Arzneymittel, welche in solchen Umständen die beste Wirkung leisten, sind, meines Erachtens, Mineralsäuren, die aber mit viel Vorsicht und Klugheit angewandt werden müssen. Gemeiniglich und zwar mit dem besten Erfolg habe ich mich hierzu einer Vermischung von gleichen Theilen calcinirten Alauns, Vitriols und corrosivischen Sublimats, alles zu klarem Pulver gestoßen, bedient.

Ich hatte mich dieses Arzneymittels schon einige Zeit lang bedient, als der vierte Theil der Abhandlungen der königlichen Akademie der Wundarzneykunst erschien; der Aufsatz des Herrn Pibrac's, über den Gebrauch des corrosivischen Sublimats, machte mich etwas furchtsam; ich konnte mich aber doch nicht entschliessen, ein Mittel gänzlich zu verlassen, das ich in diesem Erdstrich so zuträglich fand. Ich verdoppelte deswegen zwar meine Vorsicht beym Gebrauch desselben, brauchte es aber dennoch fort, und hatte davon den glücklichsten Erfolg.

Da dieses Mittel so schnell und so heftig wirkt, so muß man es nur in sehr kleinen Dosen anwenden, besonders, wenn man es nur

dazu braucht, unreine, geifernde und mit fau-lichtem Fleisch angefüllte Geschwüre zu reinigen. Streut man in diesem Fall gedachtes Pulver nur dünn auf, so entsteht allemal ein Schorf, der dicker ist als ein Laubthaler, und, wenn dieser abfällt, kömmt rothes, ve-stes und sehr empfindliches Fleisch zum Vor-schein, und das Eyter ist von der besten Art; sizt das Geschwür, das man reinigen will, auf Knochen, oder nicht weit davon, in der Ge-gend von Gelenken nahe an Flechsen, Ner-ven, oder auch in der Nachbarschaft eines be-trächtlichen Blutgefäßes; so muß man bey sei-nem Gebrauch sehr vorsichtig zu Werk gehen, damit es seine Wirkung nicht auf einen dieser Theile äusere, wie ich dieses bey verschiednen Leuten geschehen sah, welche es ohne Bedacht anwendeten. Dergleichen Zufälle können nicht der Bösartigkeit des Mittels, sondern blos der Unwissenheit derjenigen, die Gebrauch davon machen, zugeschrieben werden, folglich können sie auch keine hinlänglichen Beweggründe seyn, den Gebrauch eines Mittels in solchen Krank-heiten, die bey ihrer Kur die größten Schwie-rigkeiten zu Tag legen, zu verbannen. Man kann dieses Arznenmittel auch noch mit Nutzen gebrauchen, den Fortgang gewisser Arten von Brand zu hemmen. Streut man es in einer etwas starken Dose auf, so erzeugt es in den schon erstorbnen Theilen einen Schorf, und er-

weckt

weckt kräftig die organische Wirksamkeit derjenigen, welche noch ein Ueberbleibsel von Leben haben; gleich darauf entsteht eine Verschwärung, welche den Schorf ablößt, daß das Fleisch zum Vorschein kömmt, und plötzlich ist das Geschwür gereinigt.

Ich habe mich dieses Arzneymittels auch noch zu Wegbringung der Ueberbleibsel von Drüsen bedient, die nicht zur Verschwärung gebracht werden konnten, wie dieses sehr oft bey geilsüchtigen Bubonen geschieht. Man muß sich hierbey aber wohl in Acht nehmen, es nicht bey verhärteten Drüsen, die einige Neigung zum Krebs haben, zu gebrauchen; denn der heftige Reiz, den es erzeugt, würde diese Krankheit ohnfehlbar entwickeln.

Wenn man gewiß weiß, daß ein Knochen vom Beinfras ergriffen ist, und selbigem durchaus nicht anders beykommen kann, als wenn man ihn entblößt, so ist das hier gedachte Arzneymittel das schicklichste zu Erreichung dieses Endzwecks, und ein einzigmal auflegen ist hinreichend, im Fall man nur recht damit umzugehen weiß. Dieses Mittel entblößt den Knochen augenblicklich, welches weder so geschwind noch so gut geschieht, wenn man die andern gebräuchlichen Mittel anwendet, am wenigsten durch schneidende Werkzeuge, wovon viele Leute nicht können reden hören, ohne zusammen zu fahren.

Endlich dient dieses Arzneymittel auch sehr wohl zu Wegbringung der Grabes (Krabben) und Guines, welche, wie gesagt worden *), auf schlecht behandelte oder gänzlich vernachlässigte Pians folgen; legt man es gehörig auf die leidenden Theile, so vertreibt es dieses Uebel schnell, aber es kömmt anderwärts wieder zum Vorschein, und dieses so lange, bis man seine Ursache gehoben hat; wie davon an seinem Ort geredet worden ist.

Der Schorf, den dieses Arzneymittel erzeugt, verhält sich allemal nach der Menge, in der man es auflegt, und nach der Beschaffenheit des Fleisches, auf welches es gestreut wird. Braucht man es bey geiferndem, geschwollnem und schon etwas faulichtem Fleisch, so ist bey der gleichen Menge des Arzneymittels der Schorf hier allemal stärker, als bey frischen, vesten und durchaus lebhaften Fleisch. Daraus folgt, daß man es im ersten Fall mit Mäsigung, im andern aber mit wenigerer Furcht anwenden muß. Die Geschwindigkeit, mit welcher es wirkt, macht, daß der Kranke unmittelbar nach der Auflegung einen sehr heftigen Schmerz empfindet; dieser verringert sich aber binnen zwo Stunden, und hört nach drey oder vieren gänzlich auf. Ist der Theil, worauf es gelegt wird, in Verschwärung begriffen, so fällt der Schorf binnen

*) S. denj Th. der Geschichte von Cayenne, welcher die medicinischen Beobachtungen des Verfassers enthält.

binnen zehn bis zwölf Stunden ab; schwärt er hingegen nicht, so braucht es eine längere Zeit, ehe er abfällt; doch kann man seine Ablösung beschleunigen, wenn man einen mit wohl geschlagner Eydotter oder etwas frischer Butter bestrichnen Federmeisel darauf legt.

Bey allen Geschwüren, wo dieses Arzneymittel gebraucht wird, findet man nach Ablösung des Schorfs, rothes, frisches und sehr vestes Fleisch, und es stellt sich eine sehr gut geartete Verschwärung ein. Es ist alsdann hinlänglich, wenn man das Fleisch in diesem guten Zustande erhält, und die Hitze lindert, welche durch den Reiz dieses Mittels im Umfange des Geschwürs entstanden ist: um diese Anzeige zu erfüllen, braucht man entweder das Wundwasser, dessen in der Abhandlung von Wunden gedacht worden, oder die Abkochung von Monbin mit inländischem Honig und ein wenig Taffia. Man mag von diesen Mitteln, nach Erforderniß der Umstände, eins oder das andre wählen, so dienen beyde sehr wohl dazu, im Fleisch die Vestigkeit und Spannkraft zu erhalten, welche die Wirkung des Arzneymittels zuerst darin erzeugt hat.

Fünftes Kapitel.

Bösartige Geschwüre.

Ob man aber gleich die vorgeschriebne Heilart beobachtet, und obgleich die Geschwüre nach dem Gebrauch dieser Reinigungsmittel in gutem Zustande zu seyn scheinen, geschieht es doch oft, daß sie sich plözlich verschlimmern; bisweilen stellt sich die Fäulniß des Fleisches stärker wieder ein, als sie vorher war, und das Eyter, anstatt gutartig zu bleiben, wird dick, zäh und stinkend. Dieser Zustand, der nicht selten eben so oft wieder zum Vorschein kömmt, als man ihm abhilft, beweißt, daß nicht allein im kranken Theile, sondern auch in der ganzen Masse der Säfte ein faulichter Fehler liegt. Der Wundarzt muß also bey solcher Bewandniß sein Absehen auch auf das Innre des Körpers richten, und sich insonderheit vorsetzen, dem Verderbniß der Säfte, wozu die Hitze dieser Landstriche so ausnehmend günstig ist, abzuhelfen, oder auch zuvorzukommen. Die Mittel, diesen Zweck zu erreichen, gehören zur Klasse derjenigen, so der Fäulniß widerstehen (antiseptica), und man muß sie aus dem Pflanzenreich hernehmen. Man verordnet anfänglich

lich dem Kranken eine Diät blos aus dem Gewächsreich; läßt ihn einige inländische, recht reife, oder gekochte Früchte geniessen; verordnet ihm zum gewöhnlichen Gebrauch einen gegohrnen Trank, der mit gutem Flußwasser vermischt ist: vermeidet aber sorgfältig die abgezognen geistigen Getränke. Auser dieser Diät verschreibt man den Kranken abgekochte Tränke aus bittern Pflanzen und Chinarinde; wovon sie zwey Gläser des Morgens, und eben so viel Abends, drey bis vier Stunden nach dem Mittagsessen nehmen. Nächstdem ist es in der Kur dieser Krankheiten von der äuserstem Wichtigkeit, dem Kranken von Zeit zu Zeit eine Abführung zu geben. Braucht man diese Mittel eine Zeit lang fort, so wird man endlich die faule Beschaffenheit der Säfte bessern, und auch die Anlage, welche sie zu solchem Zustande haben, verändern. Bey dieser Heilart muß man den kranken Theil niemals ausser Augen lassen, denn dieser giebt sehr oft die stärksten Zeichen einer örtlichen Fäulniß, der man ebenfalls durch antiseptische (der Fäulniß widerstehende) Mittel abhelfen muß. Ist die Fäulung nicht beträchtlich, so wäscht man das Geschwür mit einer starken Abkochung von Chinarinde, die man mit ein wenig Taffia schärft, feuchtet damit auch Federmeißel an, und legt sie über. Dieses Mittel hat mir sehr oft gute Dienste geleistet, und scheint mir sehr geschickt, die Fäulniß solcher Krankheiten zu verbessern. Wäre aber

die Fäulung stärker, das Eyter überflüssig und bösartig, so gebraucht man die Wurzel von Manioc, dessen Kraft, der Fäulniß zu widerstehen, schon gerühmt worden ist.

Der Manioc dient nicht allein, der örtlichen Fäulniß in den Geschwüren Einhalt zu thun, sondern auch zu ihrer Reinigung, wenn sie unrein und geifernd sind; man wäscht sie täglich zwey bis dreymal mit einer starken Abkochung dieser Wurzel recht aus, und in kurzem erhält das Fleisch und das Eyter die erforderlichen Beschaffenheiten, unter welchen man sich eine vollkommne Vernarbung versprechen kann.

Auf Geschwüre, die obenher mit abgestorbenen Theilen bedeckt sind, legt man den Manioc in Substanz, wie wir schon anderwärts wider den Brand verordnet haben; ist Fäulniß vorhanden, und das Eyter sehr häufig, so legt man dicke Umschläge über, macht sie täglich zweymal frisch, und wäscht bey jedesmaligem Verbinden das Geschwür mit blosem Taffia; ist hingegen bey der Fäulniß das Eyter nicht in Menge, so muß man die Umschläge mit Taffia anfeuchten, und dahin sehen, daß sie nicht auf dem kranken Theile zu trocken werden, denn der Manioc würde alsdann zu stark reizen, und könnte dadurch leicht eine allzuheftige Entzündung erzeugen. Ist das Geschwür, bey dem man dieses Mittel gebraucht hat, gereinigt, und das Fleisch sowol als das Eyter sind in gutem Stand, so muß man mit dem Gebrauch

brauch desselben inne halten; denn sonst würde es dem lebendigen Fleisch zu viel Spannkraft und Wirksamkeit geben, und dadurch unfehlbar die Verschwärung hemmen, welches dem vorgesezten Endzweck gerad entgegen wäre. Man braucht alsdann die Abkochung von Chinarinde, um das Fleisch in gutem Stand zu erhalten, und hernach Taffia mit Wundwasser, wodurch man das Geschwür zur Vernarbung bringt.

Sechstes Kapitel.

Von Vernarbung der Geschwüre.

Die Narbe ist bey den meisten Geschwüren in heissen Ländern vielen Schwierigkeiten unterworfen; und obgleich die Natur allein in vielen Fällen dazu hinreicht, so ist sie doch auch oft der Beyhülfe der Kunst benöthigt. Die Mittel, welche wir zu Veränderung und zu Verbesserung der schlechten Beschaffenheit der Geschwüre vorgeschlagen haben, sind zwar mehrentheils zu Erreichung dieses Zwecks hinreichend, und man bringt damit ohne viele Mühe das Geschwür so weit, daß es sich nun vernar-

ben soll; aber es ist nicht eben so leicht, es vollkommen auszutrocknen, besonders bey Geschwüren, die schon alt, oder an den untern Gliedmasen befindlich sind.

Im ersten Zeitpunkt, da ein Geschwür sich ergießt, scheint alles recht gut zu gehn, und die Heilung mit schnellen Schritten zu nahen; fängt die Narbe an, sich zu erzeugen, so sezt sie auf allen Seiten an, und man kann deutlich sehen, wie sie von Tag zu Tag mehr gegen den Mittelpunkt des Geschwürs fortschreitet, wenn man auch gar keine der hiezu dienlichen Mittel braucht; aber wenn zween Drittheile der Narbe zu Stand gebracht sind, so scheint die Natur ihr Werk liegen zu lassen, die austrocknenden Mittel werden unnüz und durchaus unzulänglich. Diese Schwierigkeit kömmt ohne Zweifel daher, daß man die Mündungen, durch welche sich das Eyter ergießt, nicht sattsam verschliessen, noch in ihnen diejenige Spannkraft erhalten kann, welche zu Erzeugung des Häutgens, woraus die Narbe entsteht, nöthig ist; auch daher, daß sich die Säfte nach dem kranken Theil gezogen haben. Zum Beweise hievon dient dieses, daß gedachte Schwierigkeit gröser ist, wenn Leute vollsäftig sind, wenn das Geschwür gros oder alt ist, und wenn es an einem der untern Gliedmasen sizt, wie ich schon erinnert habe.

Wenn sich die Narbe in einem Geschwür von der hier angezeigten Beschaffenheit ansezt, so

so muß man alles anwenden, sie zu befördern; man muß sorgfältig darauf sehn, daß die Ausdünstung in den Lefzen des Geschwürs leicht von Statten gehe, und sie deswegen sehr reinlich halten, auch daneben mit einer gelind auflösenden Feuchtigkeit benetzen. Diese Vorsicht ist deswegen besonders nöthig, weil der Mangel dieser Ausleerung oft die Ursache der vorhandnen Schwierigkeiten ist. Man muß sich alsdann mehr als jemals hüten, den kranken Theil mit vielem Linnen zu bedecken, und wenn man in den Fällen, wo sich die größten Schwierigkeiten bey der Vernarbung finden, gar nichts darauf anbringen könnte, so würde dieses nur um desto vortheilhafter seyn; denn nichts trocknet so kräftig aus, und ist zu Erzeugung der Narbe behülflicher, als die Würkung der Luft. Im ersten Zeitpunkt sind trockne Leinwandfasern hinlänglich, sollten sie aber die Beschwerden verursachen, deren wir in der Abhandlung von den Wunden gedacht haben, so befeuchtet man sie mit Kalkwasser, das etwas stark ist; ist dieses Mittel nicht hinreichend, (wie es der Fall sehr oft ist) so muß man zu stärkern austrocknenden Mitteln schreiten; man kann verkalchten Alaun nehmen, und dieses alle zween Tage wiederholen, mittelst des kleinen Schorfs, den er erzeugt, kömmt man bisweilen dahin, daß man das Geschwür austrocknet, besonders wenn nicht viel mehr an der Narbe fehlt. Man kann auch den Lapis infernalis anwenden, der eben-

falls

falls öfters nützlich ist; man streicht denselben gelind über die Oberfläche des lebendigen Fleisches, hütet sich aber sorgfältig, mit demselben nicht an den Umkreiß zu kommen, wo die Narbe ansezt, damit sie nicht durch dieses Arzneymittel zerstört, und dadurch die Heilung aufgehalten werde: man muß dieses Mittel täglich, und zwar lange Zeit brauchen. Ausserdem habe ich mich auch noch in vielen Fällen des corrosivischen Sublimats bedienet, den ich in Kalkwasser auflößte, und Federmeisel damit anfeuchtete, die ich auf die kranke Stelle legte. In andern Fällen habe ich mit gutem Erfolg eine leichte Auflösung von Vitriol in gemeinem Wasser angewendet.

Alle diese Mittel sind sehr oft unzulänglich, und man weiß alsdann nicht mehr, was man anfangen soll; man darf es aber doch nicht dabey bewenden lassen; ein erfahrner Wundarzt muß auch in solchen Mitteln Hülfe suchen können, die, dem Anschein nach, keine Gleichheit mit denjenigen haben, welche durch die Erfahrung als bewährt bestätigt worden sind. Im Jahr 1766 lies ich einem Neger bey einem geilsüchtigen Bubo, der schon seit langer Zeit offen war, die grosen Mittel gebrauchen; während der Kur brachte ich die harten und sehr angeschwollnen Ränder im Umfange dieses Geschwürs weg; das Fleisch wurde roth, vest, und hatte alle zur Erzeugung der Narbe erforderlichen Eigenschaften. Ich legte alsdann trockne Lein-

wand-

wandfasern auf, und hielt lange damit an, ohne jedoch, daß ich die geringste Wirkung davon sah. Diese ganze Zeit über blieb das Geschwür in gutem Stand, allein die Narbe rückte nicht fort. Ich brauchte alsdann Kalkwasser, welches aber eben so wenig leistete; ich mußte es sogar aussetzen, weil das Fleisch davon eine üble Beschaffenheit erhielt. Doch stellte ich dieses durch Leinwandfasern, mit Taffia angefeuchtet, in kurzem wieder her. Da ich sah, daß diese Mittel die Heilung nicht beschleunigten, brauchte ich den Lapis infernalis, ein gelindes Aqua phagedenica, und endlich die Auflösung des blauen Vitriols; alle diese Mittel aber, ob sie gleich lange gebraucht wurden, waren ohne Nutzen. Weil ich nun nicht wußte, was ich weiter ergreifen sollte, lies ich des Tags etlichemal Tropfbäder von einer Lauge aus Paletuvier Asche auf das Geschwüre bringen; dieses Mittel schien anfänglich gut zu thun, da aber diese Asche eine grose Menge feuerbeständiges Laugensalz enthält, so folgte auf die Tropfbäder eine schmerzhafte Empfindlichkeit, und in kurzem fieng das Fleisch an zu bluten. Nun nahm ich anstatt dieser Lauge eine blose Abkochung von inländischem Eibisch, die ich auf die nemliche Weisse brauchen lies; ich legte auf das Geschwür nichts als ein ganz einfaches kleines Stückgen Leinwand: als dieses Mittel zween Tage lang gebraucht worden, fand ich auf der Oberfläche des lebendigen Fleisches

verschiedne Narbenpunkte, welche sich ansezten; ich lies diese Tropfbäder fortsetzen, und die Narbenpunkte breiteten sich von allen Seiten aus, so daß nach einem achttägigen Gebrauch dieses Mittels das Geschwür völlig und gründlich vernarbt war. Ich habe dieses nemliche Mittel noch in zween andren Fällen angewendet, wo ich ebenfals zwey Geschwüre an den untern Gliedmasen nicht zur Narbe bringen konnte, und auch da bin ich sehr wohl damit gefahren.

Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß die Tropfbäder sehr viel beytrugen, die Erzeugung der Narbe zu befördern, besonders wenn man das Wasser nicht in einer allzugrosen Höhe herabfallen läßt, denn sonst würde man das lebendige Fleisch zerquetschen. Man kann die Feuchtigkeit, welche man zu diesen Tropfbädern braucht, nach der verschiednen Beschaffenheit des Geschwürs, und nach dem der Kranke mehr oder weniger empfindlich ist, abändern.

Nebst dem äusserlichen Verfahren, das ich zur Vernarbung der Geschwüre vorgeschlagen habe, muß man auch die innerlichen Mittel nicht verabsäumen, besonders wenn es grose und alte Geschwüre sind, wenn die Kranken vollblütig sind, oder verdorbne Säfte haben. Die frischen Gewächse aus dem Pflanzenreich schicken sich sehr gut, die Schärfe der Säfte zu verbessern und zu mildern, bisweilen

muß man auch wol den innerlichen Gebrauch der Chinarinde damit verbinden, oder zu andren Zeiten eröfnende und gelind auflösende Mittel. Endlich sind zur Vernarbung der Geschwüre auch die abführenden Arzneyen unentbehrlich; sie verringern die Menge der Säfte, die nach dem kranken Theil zuströmen, und geben ihnen oft eine andre Richtung; es ist sogar nöthig, daß man sie noch lange Zeit nachbraucht, wenn auch die Narbe schon völlig geschlossen ist, um ihr Wiederaufspringen zu verhindern; denn, sezte man sie aus, so würden die Säfte eben wie vorher wieder nach dem leidenden Theil gehn, und die hieraus entstehende Anhäufung würde die Narbe bald sprengen.

Aber auch noch eine gute Diät ist zu Vernarbung der Geschwüre wesentlich nothwendig; und bey Kranken, wo es mit dieser schwer hergeht, muß man um so genauer auf jene sehen. Wenn sie nur einigermasen vollblütig sind, darf man ihnen nur wenig Nahrungsmittel erlauben, und muß darunter nur solche auswählen, die durch die Säfte, welche sie enthalten, den guten Zustand des Fleisches und Eyters erhalten, und zugleich die Erzeugung der Narbe befördern können. Die Diät hat auf diese Naturwirkung so viel Einfluß, daß die geringste Unordnung sonderbare Wirkungen hervorbringt. Ich habe viele schon ganz vernarbte Geschwüre plözlich wieder aufbrechen sehen, wenn ein Fehler in der Lebensordnung vorgegan=

vorgegangen war. Noch müssen sich die Kranken auch in Absicht der Bewegung und Ruhe sorgfältig in Acht nehmen. Sind die Geschwüre an den untern Theilen, so ist eine vollkommne Ruhe durchaus nöthig; ohne diese würde man sie niemals zur Narbe bringen, weil bey der geringsten Bewegung eine starke Anhäufung der Säfte in den Beinen entsteht. Die Ruhe ist in diesen Erdstrichen um so nöthiger, da die Säfte ohnedis sehr geneigt sind, nach den untern Gliedmasen zu gehen, wegen der Erschlappung der vesten Theile aber, und wegen der geringen Kraft der Gefäse sich zusammen zu ziehen, nicht gegen ihr eignes Gewicht wieder aufwärts steigen können.

Die Leidenschaften der Seele haben ebenfals starken Einfluß auf die Vernarbung der Geschwüre, und wenn sie bis zu einem gewissen Grad steigen, bringen sie die Arbeit der Natur durchgehends in Unordnung. Unter allen aber sind Zorn und Liebe die gefährlichsten; ich habe gar oft beobachtet, daß sie die Schliessung der Narbe verhinderten; oft öfnet sich diese sogar wieder, und reißt von allen Seiten ab, wenn in einer oder der andern gedachter Leidenschaften ausgeschweift wird.

Dieses ist die Heilart, die meines Erachtens den hier abgehandelten äusserlichen Krankheiten die angemessenste ist; sie beruhet nicht allein auf der Vernunft, sondern auch auf Erfahrung und Beobachtung, welches die sicher-

sten

sten Wegweiser beym Fortschreiten in der Kunst sind. Als ich in diesen Gegenden zu prakticiren anfieng, hatte ich mein Gedächtnis mit einer Menge Schulvorschriften angefüllt, von denen ich mich nicht abzuweichen getraute; allein einige Bemerkungen über die Erscheinungen, welche die tägliche Erfahrng mir an die Hand gab, nöthigten mich, meine Meynungen weit anders zu stimmen, und so verfiel ich nach und nach auf die Heilart, welche ich in diesen Blättern beschrieben habe. Wenn ich aber dadurch einen wirklichen Vorschritt gemacht habe, so muß ich bekennen, daß er blos ein Werk der Zeit war; die ersten Begriffe, die man sich bey Erlernung dieser heilsamen Kunst erwirbt, dienen meistens zu weiter nichts, als Vorurtheile zu erzeugen, von welchen man sich in der Folge nur mit groser Mühe loswindet. Ich sehe wohl ein, daß die hier abgehandelte Materie nicht in ihr volles Licht gesezt worden; ihr ganzes Verdienst, wenn sie ja eins hat, ist, daß sie den Mißbrauch des gewöhnlichen Verfahrens zeigt, nach welchem man Mittel verordnet, deren Kräfte und Wirkungen blos in der davon vorgefaßten Meynung liegen.

Seit dem Jahr 1772 machte ich der königlichen Akademie der Wundarzneykunst meine Bemerkungen über diesen wichtigen Gegenstand bekannt, und diese Gesellschaft nahm meine Arbeit gütig auf, ertheilte mir auch dafür im folgenden Jahr eine goldne Schaumünze.

Durch diesen Beyfall, und durch meine eigne glückliche Praxis ermuntert, kann ich nun wol mit Gewißheit versichern, daß der Gebrauch der Salben bey Heilung der Wunden und Geschwüre ganz widersinnig ist, und der heilsamen Arbeit der Natur beständig, insonderheit in warmen Erdstrichen, schadet. Demohngeachtet sind die meisten Practici der alten Heilart so ergeben, daß sie selbige mit größter Sorgfalt befolgen, ohne auf die daraus entstehenden Folgen Rücksicht zu nehmen.



Bajon's

ältesten Ober-Wundarztes auf der Insel Cayenne ꝛc.

Abhandlungen

von

Krankheiten auf der Insel Cayenne und dem französischen Guiane.

Aus dessen Nachrichten zur Geschichte von Cayenne und dem französischen Guiane.

Aus dem Französischen.

Erster Abschnitt.



Erfurt, 1781.
bey Georg Adam Keyser.

Hern Bajon's

ältesten Ober-Wundarztes auf der Insel Cayenne ꝛc.

Nachrichten

zur Geschichte von Cayenne

und

dem französischen Guiane.

Zweyten Theils Erster Abschnitt.

aus dem Französischen.



Erfurt, 1781.

bey Georg Adam Keyser.



Erster Abschnitt.

Von der Beschaffenheit des Clima in Cayenne, den ersten Wirkungen, die es auf neue angekommene Europäer äußert, und der Vorsicht, die diese nehmen müssen, um den Krankheiten des Landes vorzubauen.



Man hat in Cayenne zwo Jahrszeiten, Sommer und Winter; erstere ist die kürzeste, und die Hitze ist da am stärksten; sie fängt sich gemeiniglich zu Ende des Heumonats an, und dauret bis zum Wintermonat: ich sage mit Bedacht gemeiniglich, denn sie

gehet bisweilen auch eher oder später an, und höret früher oder langsamer auf. In dieser Jahrszeit regnet es fast niemals, und die Dürre ist folglich so groß, daß die meisten Gewächse absterben.

Die Hitze würde zu dieser Zeit unerträglich seyn, wenn nicht die langen Nächte, die wegen des schönen, heitern Himmels sehr frisch sind, sie milderten. Diese Kühle ist in einiger Entfernung vom Meer, im innern des Landes, so stark, daß man daselbst alle Morgen heizen muß. Auch die Winde, die zu der Zeit wehen, mäßigen die Hitze des Clima; sie halten ihre Ordnung, sind sehr stark, und kommen aus Abend oder Mittag. Die Mittagswinde streichen, ehe sie auf die Guianischen Küsten kommen, über eine weite Strecke des Meers, und nehmen da einen Salzstoff ein, der sie so kühl macht, daß sie die Hitze des Clima mildern können. Außerdem erheben sich die Seewinde (brises) zu eben der Zeit, da die Hitze heftig wird, nemlich zwischen neun und zehn Uhr Morgens; so wie sie sich hingegen zwischen vier und fünf Uhr Nachmittags wieder gänzlich legen.

Die zwote Jahrzeit ist der Winter, die diesen Namen deswegen führt, weil sie sehr regnicht ist; und eben die starken Regen tragen nicht wenig dazu bey, daß die Hitze alsdann gelinder ist, als im Sommer. In dieser Jahrs-

zeit

zeit ist der Himmel fast beständig trüb, und die Sonne durch Wolken verdeckt; da aber jezt die Winde keine Ordnung halten, und oft gar keiner weht, so ist die Hitze, die man alsdann leidet, bisweilen noch unerträglicher und gewissermasen beschwerlicher, als im Sommer; hierzu kömmt, daß die Nässe der Luft, durch die grose Erschlaffung unsres Körpers, die Hitze noch empfindlicher macht.

Zu dieser Jahreszeit wehen nicht die nemlichen Winde, wie im Sommer; sie kommen fast immer aus Nordwest, bisweilen aus Norden; sie könnten die Hitze eben so gut mäßigen, als jene, da sie aber nur stosweise kommen, so richten sie nicht das nemliche aus. Die Winde, die gerade aus Norden wehen, scheinen sich am meisten mit Salztheilen, die eine Gleichheit mit der Meersäure haben, zu schwängern, und erhalten dadurch verschiedne Eigenschaften. Erstlich bringen sie im menschlichen Körperbau schwere Zufälle hervor, wie ich weiter unten sagen werde. Hernach schaden sie allen ausgesezten Pflanzen, die einen schwachen und zarten Wuchs haben, auf das empfindlichste; sie versengen dieselben eben so, wie ein starker Reif im Maymonat die Weinstöcke und andre Gewächse in Frankreich vernichtet. Eine andre Wirkung der Salztheile in der Luft ist der Rost, der sich an die Metalle sezt; denn es läßt sich doch wol der Feuchtig-

keit allein schwerlich zuschreiben, daß er in so kurzer Zeit alle eiserne und stählerne Werkzeuge überzieht, wenn man sie auch noch so sorgfältig mit Oel oder Fett bestreicht: ob man wol nicht leugnen kann, daß die Feuchtigkeit der Luft in heissen Ländern sehr beträchtlich ist.

Der Winter macht die längste Jahrszeit aus; denn er fängt mit dem Wintermonat an, und dauert bis in den Brach- oder Heumonat. Man darf aber nicht glauben, daß er durchaus regnicht ist; denn obgleich bisweilen einer mit einfällt, da es viel Regen und wenig schöne Tage giebt, so geschieht dieses doch selten, und man hat in den meisten heitre Tage mit unter. Gemeiniglich ist im Merz oder April eine geraume Zeit schön Wetter, sie nennen es deswegen den kleinen, oder Merzensommer. Uebrigens sind der Jenner, Hornung, April und May die Monate, in welchen häufiger und anhaltender Regen fällt. Die übrigen sind fast allemal angenehm, weil da weder die Dürre noch der Regen zu stark ist, und dieses ist auch der einzige Zeitraum, dem man den Namen Frühling mit Recht beylegen kann.

Ausser den schon angezeigten Ursachen, welche die Hitze des Cayennischen Clima mildern, ist noch eine anzuführen übrig. Es sind die Bäume, womit dieses weite Land fast ganz bedeckt ist, und die durch ihre immer grünen Blätter die Hitze der Sonne gar wohl mäßigen

und ihre Strahlen zum Theil aufnehmen können.

Aus dem bisher angeführten erhellet, daß die Hitze des Clima nicht das ganze Jahr durch überein ist. Der Unterschied beträgt nach dem Reaumürschen Thermometer drey bis vier Grade; im Sommer nemlich, an den heissesten Tagen (welche gemeiniglich im Weinmonat einfallen) steigt das Thermometer bis auf acht und zwanzig Grade, (wiewol auch dieses nicht sehr oft geschieht) im Winter hingegen steht es auf drey bis vier und zwanzig. Dieses Verhältnis der Wärme findet sich aber blos in Cayenne und in einiger Entfernung vom Meer; kömmt man tiefer ins Land, so trift man sowol in Absicht der zwo Jahreszeiten als der Tagesstunden einige Verschiedenheit an: denn um Mittag steigt das Thermometer mehrmals über acht und zwanzig Grad, und in den nemlichen Tagen fällt es früh vor Aufgang der Sonne unter vier und zwanzig; dieses kömmt, wie ich schon erinnert habe, von der Länge und Kühle der Nächte, die im Sommer so frisch sind, daß man sich wohl zudecken und mit Anbruch des Tags wärmen muß. Daß hier die Hitze um Mittag stärker ist, als in der Gegend von Cayenne um die nemliche Stunde, kömmt daher, daß diese Striche Landes nicht frey liegen, und die Luft tiefe Orte nicht gut durchstreichen kann; auch halten daselbst die Winde

keine solche Ordnung, als auf den Küsten, und es fehlt ihnen der Salzstof, der sie erfrischen sollte; sie äußern deswegen auch nicht so viel Wirkung weder auf die Menschen, noch Gewächse.

Was ich bisher gesagt habe, dient, zu erweisen, daß das Clima in Cayenne viel gemäsigter ist, als man aus seiner nahen Lage bey der Linie *) schließen sollte; da aber daselbst die Hitze beynahe immer überein und die nemliche ist, so hat sie auf neuankommende Europäer eine merkliche Wirkung. Die erste besteht in einer Ausdehnung der Säfte, welche durch diese Hitze hervorgebracht wird; diese Erscheinung mag wol zuerst bemerkt worden seyn, und es haben sich diejenigen, welche von den Krankheiten heisser Gegenden gehandelt, am längsten dabey verweilet; einige nehmen sogar kein Bedenken, den größten Theil dieser Krankheiten daraus herzuleiten.

Giebt man auf das, was einem neuangekommenen Europäer begegnet, genau Acht, so sieht man anfänglich, daß seine Kräfte nach und nach abnehmen; Müd- und Mattigkeit sind die ersten Zufälle, die er selbst empfindet; bald hierauf verliert er seine frische und gesunde Gesichtsfarbe, die er aus Europa mitgebracht

*) Cayenne liegt vier Grad, sechs und funfzig Minuten nördlicher Breite.

bracht hatte; er wird blaß, und mehr oder weniger schwärzlich, der rothe Theil des Bluts scheint nicht mehr in die Haarröhrgen der Haut einzudringen: die vesten Theile verlieren ihren Ton, und werden schwach und schlapp, die gewöhnlichen Ausleerungen geschehen nicht mehr in ihrer Ordnung, und alle Absonderungen leiden auf gewisse Weise: mit einem Wort, das Gleichgewicht der Maschine scheint aufgehoben zu seyn.

Es ist nicht wohl möglich, diese Wirkungen der Ausdehnung der Säfte allein zuzuschreiben; andere, im Clima selbst liegende, Ursachen tragen hiezu noch weit mehr bey; dahin gehört, zum Beyspiel, die Vermehrung der unmerklichen Ausdünstung und des Schweisses, die grose Feuchtigkeit der Luft, die Beschaffenheit der Lebensmittel, welche das Land erzeugt, u. d. m.

1) Die Vermehrung der unmerklichen Ausdünstung und des Schweisses, muß als eine Hauptursache aller dieser Erscheinungen angesehen werden; denn wenn man ihren Gang beobachtet, so sieht man, daß sie nur nach und nach, und in Verhältniß mit dieser doppelten Ausleerung, welche gleich vom ersten Tag an steigt, erscheinen; diese ist bisweilen so stark, daß sie das Blut seiner wäßrichten Theile, die es flüßig erhalten müssen, beraubet, es wird also dick, zäh und klebricht, sein Umlauf wird

in den Haarröhrgen merklich vermindert, und geht in den grosen Gefäsen langsam von Statten. Dieser schlimme Zustand wird noch durch die Schwäche der vesten Theile, und durch die Erschlappung der Gefäse vermehrt.

Eine andere Wirkung dieser häufigen Ausleerungen ist, daß andre Absonderungen dadurch mehr oder weniger verringert werden; auf diese Weiße entsteht lauter Unordnung im Körperbau, und viele zum Leben nothwendige Verrichtnngen leiden.

Es wäre zu wünschen, daß Männer von Wissenschaft über diese Ausleerungen in heissen Ländern eben so zuverläßige und genaue Beobachtungen anstellten, als Sanktorius und Johann von Gorter unter gemäsigten Himmelsstrichen gemacht haben. Man würde daraus sehen, um wie viel sie in heißen Gegenden stärker ist, als in Ländern, wo die Luft sich alle Augenblicke verändert. Unter der heißen Zone hingegen, ist die Luft fast beständig überein, und daher wird man dort auch von diesen Ausleerungen unaufhörlich eingeweicht, so gut, als wenn man sich in einem Bade befände; nun schließe man hieraus auf die Erschöpfung, die hiedurch entstehen muß.

Auch die grose Feuchte der Luft hat auf unsern Körper einen besondern Einfluß. Ihr Mangel an Schnellkraft, die Menge wäßrichter Theile, die sie bey sich führt, ihre grose Ausdehnung

dehnung, sind lauter Eigenschaften, die sie unfähig machen, der Erschlappung und Ausdehnung unsrer vesten Theile zu widerstehen. Die, welche wir einathmen, wirkt fast eben so auf die Lunge; die schon geschwächten Gefäße dieses Eingeweids werden verstopft, das Blut läuft in ihnen langsam um, die Blutmischung geht schlecht, u. s. w.

3) Die Eigenschaft der in jenen Ländern gebräuchlichen Nahrungsmittel hilft ebenfalls einige der obangezeigten Uebel erzeugen; denn sie enthalten sehr wenig nahrhafte Theile, und gehen (besonders die aus dem Thierreiche) schnell in Fäulniß über. Die aus dem Gewächsreich verderben zwar nicht so schnell, da sie aber noch weniger nahrhafte Bestandtheile haben, so können sie auch nur wenig ersetzen; ins Blut selbst aber bringen sie Grundtheile, die es noch mehr verdicken und zähe machen, und vermehren die Schlappheit der Fasern. Nächst diesem wird auch deswegen aus dergleichen Nahrungsmitteln ein schlechter Saft bereitet, weil der Magen an der allgemeinen Erschlappung der ganzen Maschine Theil nimmt. Die zur Verdauung nöthigen Säfte sind nicht mehr die nemlichen; sie sämmtlich, die Galle allein ausgenommen, sind in geringerer Menge vorhanden; diese wird zu scharf und beissend, und es ist kein Verhältnis mehr zwischen diesen Auflösungsmitteln und den Kräften des Ma-

gens: daraus folgt nothwendig eine schlechte Verdauung, der Nahrungssaft wird nicht gehörig ausgearbeitet, und ist zu seiner Bestimmung ungeschickt.

Alle diese, aus der Natur des Clima fliessende Ursachen erregen durch ihre gemeinschaftliche Wirkung alle die Zufälle, wovon ich oben Erwähnung gethan und die nun selbst die Ursache und der Stof einer sich nach und nach entwickelnden Krankheit, die fast alle neu Ankommenden überfällt, werden.

Bey dieser Gelegenheit muß ich anmerken, daß nicht alle, die zum erstenmal heiße Länder besuchen, gegen die Eindrücke des Clima gleich empfindlich sind; man findet vielmehr verschiedne, die eine lange Zeit davon unangegriffen bleiben, und ihre Kräfte und Gesichtsfarbe, wie in Europa, behalten. Gleichwol würde es für solche Leute gefährlich seyn, wenn sie sich durch diesen Vorzug sicher machen ließen. Der Stof zur Krankheit bildet sich nichts desto weniger, und wird, wie die Erfahrung lehrt, desto wirksamer, je unmerklicher die ersten Eindrücke des Clima gewesen sind. Eben so verhält es sich mit der aus dieser hinwiederum folgenden Krankheit; denn wenn sie sich bald nach der Anlandung entwickelt, so kann man mit Grunde hoffen, daß sie nicht heftig seyn, der Kranke aber eine lange Zeit damit zubringen und sehr spät wieder genesen wird. Währt es

hingegen lang, ehe sie sich meldet, so darf man nur glauben, daß sie mit Heftigkeit ausbrechen wird; hauptsächlich, wenn man bis dahin eine vollkommenen Gesundheit genossen hat, und immer bey guter Eßlust geblieben ist.

Will man nun der Heftigkeit dieser Krankheiten, weil man sich ihnen doch nicht gänzlich entziehen kann, vorbeugen; so muß man bey seiner Ankunft solche Vorsicht gebrauchen, welche die ersten Wirkungen des Clima erträglich und die Krankheit leidlicher machen. Diese Vorsichtigkeitsregeln scheinen mir in folgenden Punkten enthalten zu seyn:

1) Man muß sich bey der Ankunft in dieses Land wohl in Acht nehmen; sich in den Stunden des Tages, wo die Hitze am größten ist, den Sonnenstralen nicht auszusetzen; seinen Aufenthalt, so viel möglich an einem hohen und luftigen Ort nehmen; täglich gegen Abend in kalten, oder, wer dis nicht ausstehen kann, in lauen Wasser baden. Man halte sich reinlich und wechsele die Wäsche oft; stehe früh zeitig auf, um im kühlen spatzieren zu gehn, und wiederhole solches, im Fall die Jahrszeit es erlaubt, Nachmittags gegen fünf oder sechs Uhr.

2) Man muß eine genaue Diät halten, und nur wenig auf einmal essen; des Morgens, zum Frühstück, kann man einige Früchte des Landes, als reife Pomeranzen, gekochte Bananen

nanen (Musa Linn.) und Bacoven, Avocats-birnen (laurus persea L.) und Sapoten (Achras L.) u. d. g. genießen. Sehr saurer Früchte, als Ananas (Bromelie, Bromelia L.) Corossols (Annona Linn. Flaschenbaum) und anderer, muß man sich enthalten. Mittags speißt man mäsig, genießt wenig Fleisch und dabey allemal grüne Gemüse. Erhält man sich von blosen Gartengewächsen, so muß man jederzeit kreuzförmige Blumen, oder in deren Ermangelung guten Senf darunter mischen, und bey der Mahlzeit ein Glas guten Wein, mit Wasser vermischt, trinken. Die Einwohner von Cayenne bedienen sich fast in allen ihren Ragouts eines kleinen Schmerbels, (chenopodium ambrosioides L.) welcher eine Menge flüchtiges sehr scharfes Salz enthält und durch einen schicklichen Reiz die Verdauung befördert. Man kann davon Gebrauch machen, man muß aber darin sehr mäsig seyn, und sich nur nach und nach daran gewöhnen. Es ist in Cayenne auch gewöhnlich, bey der Mahlzeit ein wenig Taffia *) zu trinken; für einen neu ankommenden aber würde es gefährlich seyn, sich sogleich an dieses Getränk zu halten, welches übrigens Leuten, die das Clima gewohnt sind, keinen Schaden bringt. Man muß

*) Ist eine Art von Branntwein, der aus den Saft des Zuckerrohrs verfertiget wird.

muß sich also nur nach und nach und sehr langsam daran gewöhnen. Wenn man es mäßig und allzeit mit Vorsicht trinkt, so kann es kein Unheil stiften. Zum Beschluß der Mahlzeit nimmt man eine Schaale Caffe, enthält sich aber eines jeden Liqueurs. Die Abendmahlzeit muß leicht seyn und nicht zu spät eingenommen werden, damit die Verdauung vor Schlafengehn zum Theil vollbracht sey.

3) Nächst diesem Verhalten bediene man sich eines verdünnenden gelind stärkenden Tranks; als, zum Beyspiel, einer Abkochung von Hundszahn, (Chiendent) wozu man ein wenig Citronschale thut; oder halte sich an gegohrne Getränke, nemlich an Bier, Tannenbier, oder endlich an die im Lande gebräuchlichen, welche daselbst aus Früchten, oder den Zubereitungen des Maniocs gemacht werden.

Fast alle Europäer, die nach den Colonien gehn, glauben, der beste Trank, dessen man sich in diesen heissen Ländern bedienen müsse, sey die Limonade: in dieser Meynung verschlingen sie dieselbe, ohne jemand darüber zu Rathe zu ziehn. Denkt man aber nur ein wenig den obangeführten Wirkungen des Clima nach, so läßt sich sogleich bestimmen, ob dieses Getränk von einigem Nutzen seyn könne. Die Schwäche und Erschlappung des Magens verursacht, daß die Verdauung in diesen heißen Landen viel

schlechter von Statten geht, als in Europa; die Limonade und überhaupt alle sauren Getränke müssen also nothwendiger Weiße das Uebel vermehren, und eine noch schwerere Verdauung machen. Ich selbst erinnere mich, daß, so oft ich den Tag über ein Glas Limonade trank, ich mich den ganzen übrigen Tag übel befand, und die Verdauung bey mir in Unordnung gerieth. Ich untersagte deshalb dieses Getränk einer Menge Leute, die es sehr häufig genossen, in der Absicht, den im Land einheimischen Krankheiten vorzubauen, und bey denen es dadurch so weit gekommen war, daß sie fast gar nicht mehr verdauten; sie mußten sich statt dessen eines gelind stärkenden Tranks bedienen. Demohngeachtet kann die Limonade gewissen Temperamenten und unter besondren Umständen zuträglich seyn; so können sie gallichte und blutreiche Personen, die gemeiniglich trockne und steife Fasern haben, trinken, jedoch, und besonders bey groser Hitze, nur mäßig: das Frauenzimmer verträgt sie überhaupt besser, als Mannspersonen. Ein sehr angenehmer und gesunder Trank ist der Punsch; dieser ist nichts anders, als Limonade, wozu man etwas weniges Rum oder Taffia sezt: mäßig getrunken stärkt er den Magen und macht Appetit. Man pflegt ihn eine Stunde vor den Mittagsessen zu nehmen, er kann aber auch

zwischen

zwischen beyden Mahlzeiten getrunken werden.

4) Gleich zu Anfang vermeide man grose Anstrengung des Geistes, denn sie ist der Gesundheit allemal nachtheilig; man enthalte sich auch starker Leibesbewegungen, besonders im heißesten Zeitpunkt. Unter den Leidenschaften muß Zorn und Liebe am sorgfältigsten unterdrückt werden. Wenn man sich oft und heftig erzürnt, so folgen schwere Zufälle, und die meisten natürlichen Leibesverrichtungen gerathen in Unordnung.

Von der Liebe läßt sich mit voller Gewißheit behaupten, daß sie das meiste beyträgt, die vom Clima abstammenden Krankheitsursachen höchst wirksam zu machen, und den Stof der einheimischen Krankheit Nachdruck zu geben. Der natürliche Hang und Neigung zum Vergnügen wird durch die Natur des Clima sehr vermehrt; die Leichtigkeit, sich ihm bey den Negerinnen und Mulatten zu überlassen, reizt zu beträchtlichen Ausschweifungen, wovon sich die Nachwehen in kurzem einstellen. Es werden dadurch fast alle Absonderungen gestört; die Verdauung leidet, die Kräfte nehmen ab, der Krankheitsstof erhält Zuwachs, wird mehr erhöht, und entwickelt sich endlich; aber die erschöpfte Natur kann aus Mangel der Kräfte die zu Zerstörung der Krankheitsursache erforderlichen fieberhaften Bewegungen nicht mehr

erzeu-

erzeugen und unterhalten. Was ich hier vortrage, ist nun allzuwahr, und in meiner zwölfjährigen Praxis habe ich nur zu oft Gelegenheit gehabt, die traurigen Folgen einer ausschweifenden Liebe zu beobachten. Ich muß also auf diesen Punkt hauptsächlich dringen, und kann den neu Angelandeten nicht genugsam empfehlen, sich im Zaume zu halten, und ihren Hang und Neigungen nicht zu sehr nachzuhängen.

5) Haben sie eine Zeit lang diese Vorschriften beobachtet, so rathe ich eine Aderlasse am Arm und zum wenigsten zweymal purgiren. Zu Anfange nehmen sie, wenn nichts entgegen ist, ein flüßiges Brechmittel, und zween Tage hernach ein Laxiertränkgen auf zweymal. Diese Vorsicht ist besonders bey fetten Leuten, und die vom Clima weniger zu leiden scheinen, nöthig. Denn ist der neu Ankommende kraftlos, eines schwachen und zärtlichen Körperbaues, oder hat vor seiner Abreise aus Europa schwere Krankheiten ausgestanden, so wäre diese Vorsorge überflüßig; weil Leute, die sich in einem solchen Zustand befinden, ganz sicher nur von leichten und mit weniger Gefahr verknüpften Krankheiten befallen werden.

Dieses sind, im allgemeinen, die Vorsichtsregeln, die man einem Ankommenden vorschreiben kann: ich bin überzeugt, daß man durch Befolgung derselben zwar nicht der Krankheit,

heit, aber doch einer Menge von Zufällen vorbeugen, und sie beträchtlich vermindern wird. Nun werde ich diese Krankheiten selbst untersuchen.

Zweeter Abschnitt.

Von den Krankheiten, welche die neu ans Land gestiegnen Europäer überfallen, und von denen, welche unter den Landeseinwohnern herrschen.

Wenn der Mensch aus einem gemäsigten in ein sehr heißes Clima kömmt, so drohen ihm schwerere oder leichtere Krankheiten, wodurch ihn die Natur, so zu sagen, dem Verhältniß des neuen Clima, worin er wohnen soll, anzupassen sucht. Hat daher ein Europäer bald nach seiner Ankunft in heißen Landen eine grösre oder kleinere Krankheit überstanden, so pflegt man zu sagen, er sey nun in das Clima eingewöhnt. In der That habe ich bey meiner zwölfjährigen Praxis und Erfahrung auf der Insel Cayenne und in Guiane bemerkt, daß wenn ein Gelandeter kurz nach seiner Ankunft von einer Krankheit befallen

wurde, eine besondere Veränderung in ihm vorgieng, und daß er alsdann blos den gewöhnlichen Krankheiten des Landes, die an sich nicht gefährlich sind, ausgesezt war. Dem sey wie ihm wolle, so haben diejenigen, welche neuerlich in dieses Land gebracht worden sind, nicht allemal schwere Krankheiten auszustehen; sie sind sogar bey weitem nicht so heftig, so schleunig und gefährlich, als die Krankheiten, so man auf den meisten Inseln des Windes, und unter dem Wind findet. Einwohner von Saint-Domingue haben mir versichert, daß man daselbst kurz nach seiner Ankunft auf der Insel sehr heftige Krankheiten ausstehen muß: man kann hierüber auch den Herrn Poissonnier Desperrieres *), und Herrn Poupet Deportes **), welche die Krankheiten an Ort und Stelle selbst beobachtet haben, nachsehen.

Das Gemählde, welches ein Creole von Martinique, von der Natur der auf dieser Insel herrschenden Fieber macht, muß ohne Zweifel jeden in Schrecken setzen, der dahin abgehen will; man höre selbst, wie er sich ausdrückt,

*) Siehe Traité des fiévres de l'Isle de Saint-Domingue, par M. Poissonnier Desperrieres.

**) Siehe Histoire des Maladies de Saint-Domingue, par M. Poupet Déportes.

drückt, wenn er von den Europäischen Krank- heiten redet: „Die Natur geht nicht sogar ge- "schwind, daß man nicht Zeit haben sollte, sie "zu beobachten, und den Gang, den sie nimmt, "zu folgen; auf den Inseln ist sie so eilfertig, "daß wenn man sich der Krankheit nicht in dem "Augenblick, wo sie sich meldet, bemächtiget, "sie sich auf einmal entwickelt, und das mit "einer Heftigkeit, die die Arzneykunst nicht "mehr überwältigen kann, sondern alles ist "verloren. Man macht es alsdann mit den "Kranken, wie mit einem brennenden Gebäu- "de, wovon man einen Theil aufopfert, um "nur das Gerüste davon zu erhalten; es wird "ihm in vier und zwanzig Stunden funfzehn "bis achtzehnmal Ader gelassen, und in der "Zwischenzeit andre Mittel gebraucht. So bald "jemand krank wird, findet sich der Arzt, der "Notarius und der Beichtvater, alle drey fast "in einem Augenblick bey ihm ein„ *) Nie- mals bemerkte ich zu Cayenne eine Krankheit, die mit folgender einige Aehnlichkeit hat: "Eben "diese Krankheit (sagt der nemliche Verfasser) "war h dessen viel gefährlicher und mit hefti- "gern Z fällen begleitet; das Blut drang "dur all Gänge der Haut, wie der Schweiß, "wie dieses auch noch jezt bisweilen geschieht.„

 Hat

*) Siehe Voyage à la Martinique, par M. de Chanvaion, page 76

Hat sich diese Erscheinung wirklich jemals zugetragen, und findet sie noch heut zu Tage Statt, so ist es eine sehr heftige Wirkung von dem heissen Clima dieser Insel. Zuverläßig ist, daß man sie niemals zu Cayenne beobachtet hat, ob diese Insel gleich weit näher an der Linie liegt.

Wenn Europäer auf der Insel Cayenne ankommen, so werden sie nicht alle von gleich heftigen Fiebern befallen; sondern je nachdem die Temperamente der Erkrankenden verschieden sind, entwickeln sich die Kennzeichen der Bösartigkeit oder Fäulniß. Im Anfange sind sie allemal doppelt dreytägige, gegen das Ende werden sie mehrentheils anhaltende (continuae). Der schrecklichste Zufall und welcher die Anwesenden, Aerzte und Wundärzte, welche dem Kranken beyspringen, am meisten in Verlegenheit sezt, ist der Verlust von Bewußtseyn, Bewegung und Empfindung, der sich in diesen Fiebern mehrentheils einfindet. Leute, die in der Sache nicht gehörig unterrichtet waren, haben diesen Zustand für eine Art Schlagfluß gehalten; er ist aber blos ein Erfolg von der Fiebermaterie, die sich auf die Nerven wirft, welches auch nur an ungleichen Tagen durch die Fieberbewegung geschieht. Hat sich also der an diesen Tagen gewöhnliche Fieberanfall geendiget, so kömmt der Kranke wieder zu allen seinen Sinnen, und es scheint, als erwachte er aus einem tiefen Schlaf. Ob nun

nun wol dieser Zufall allemal Fieber von der schlimmsten Art anzeiget, so ist er doch nicht bey allen Kranken von gleich üblen Folgen. Erscheint er mit Anfange des siebenden Tags, bey starken und kraftvollen Personen, die von der Hitze des Himmelsstriches wenig Unbequemlichkeit erlitten haben, so ist er fast allemal tödlich, besonders wenn die Fieberanfälle bis zu seinem Eintritt schwach und unkräftig gewesen sind und der Kranke nicht sonderlich geklagt hat. Hat sich täglich gallichtes Erbrechen eingestellt, sind die Augen und Oberfläche des Cörpers gelb worden, ist die Haut dürr und trocken blieben, der Durst aber beträchtlich gewesen; ist endlich der Puls klein und zusammengezogen blieben, und haben sich convulsivische Bewegungen am Handgelenke vorgefunden u. s. w. unter diesen Umständen stirbt der Kranke am Ende eines solchen Anfalls, entweder des siebenden oder des neunten, selten erreicht er den eilften. Ist hingegen das Fieber am siebenden sehr heftig und hat der Verlust des Bewußtseyns wenig zu sagen; sind die Anfälle von den ersten ungleichen Tagen an, heftig, die Haut zu gewissen Zeiten feucht, und kein Kennzeichen von Gelbsucht vorhanden gewesen; klagt der Kranke sehr über sein Fieber; ist endlich der Puls, besonders beym Eintritt des siebenden Anfalls, freyer gewesen, so kann man sicher hoffen, daß der

Kranke genesen wird; und dieses um so mehr, wenn der Kranke beym siebenden Anfall alle seine Sinnen völlig wieder erlangt und nicht wie betäubt bleibt, wenn das Brechen ausbleibt, wenn der Kranke nicht eher wieder in diesen Zustand verfällt, als in der Heftigkeit des Anfalls am neunten, und derselbe nur vier bis fünf Stunden dauert; wenn das Fieber immer stärker und besser ausgearbeitet (développée) wird, wenn im Verlust des Bewußtseyns der Puls einigermasen weich, das Odemholen frey und sanft bleibt; alsdann erscheint dieser Anfall am eilften wieder, und die Krankheit endigt sich oft am Ende desselben, gewöhnlicher aber mit dem dreyzehnten durch eine kritische Ausleerung.

Wenn aber ermeldeter Zufall am neunten nur sehr leicht, und am eilften nur wenig stärker eintritt, das Fieber bis zu diesem Zeitpunkt stark und wohl ausgearbeitet gewesen, wenn man weder Gelbsucht noch Trockenheit der Haut, noch dunkles Irrereden, weder Unempfindlichkeit des Kranken, noch einen beständig zusammengezognen und kleinen Puls bemerkt hat; so kann man ruhig seyn, es müßte denn ein unrechtes Verfahren diese Zufälle noch nachher vermehren; denn unter solchen Umständen verschwindet das Fieber gemeiniglich am dreyzehnten, bisweilen, doch nur selten, hält es bis zum funfzehnten oder siebenzehnten an.

Dieses Fieber ist ohne Zweifel das seltenste unter allen, womit neu Angekommene befallen werden; auch greift es gemeiniglich nur die stärksten, vollsäftigsten und überhaupt solche an, die bey ihrer Ankunft in diesem Lande am wenigsten geschont werden. Diejenigen Fieber aber, welche am häufigsten gefunden werden, und gemeiniglich Leute von zärterer Leibesbeschaffenheit und Temperament befallen, sind mit keinen so schlimmen Zufällen verbunden, und es geschieht selten, daß man darunter erliegt, es müßten denn beträchtliche Fehler im Verhalten oder der Behandlung die Natur der Krankheit ändern.

Dieses Fieber hat gemeiniglich den Karakter des brennenden Gallenfiebers (bilieuse ardente); endigt sich erst am dreyzehnten oder siebenzehnten, und oftmals durch unvollkommne Crisen, daher die Kranken mit ihrer Genesung lange zubringen. Es meldet sich ordentlicher Weiße durch starke und heftige Anfälle; der Kranke bricht oft eine Menge Galle aus, klagt über groses Kopfweh und brennenden Durst; die Zunge ist trocken, rauh und nicht selten röthlich; die Haut beym Eintritt der Anfälle brennend und trocken, und wird gegen den Abfall etwas feucht. Diese Zufälle steigen bis zum siebenten Tag, bleiben alsdann drey bis vier Tage ohne zu wachsen, werden gegen den eilften oder dreyzehnten stärker, und blei-

ben so bis zu Ende des Fiebers. Die Kranken klagen über grose Mattigkeit: die Anfälle, deren allemal ein kleiner unmittelbar auf einen grosen folgt, dauern öfters so lang, daß der eine nicht eher zu Ende geht, als biß der andre schon wieder angefangen hat; vor einigen geht ein leichter Schauer her, vor andern nicht.

Dieses sind die Fieber, womit diejenigen befallen werden, welche zuerst in Cayenne ankommen: denn ich rede hier nicht von derjenigen schrecklichen Krankheit, welche in den Jahren 1763, 64 und 65 unter den nach dieser Colonie geschickten Europäern mit solcher Heftigkeit wüthete, und allerdings eins der heftigsten epidemischen Fieber war, das von einer Menge Ursachen entstand, deren Folgen und Würkungen man hätte vorhersehen können, wie ich anderswo sagen werde.

Ist man so glücklich, unter der Heftigkeit dieser Fieber nicht zu erliegen, und findet man sich, nach einer oft langen und beschwerlichen Genesung, vollkommen wieder hergestellt, so kann man sich als einen ansehen, der nun an das Clima gewöhnt, und künftig blos den gewöhnlichen Krankheiten des Landes ausgesezt ist.

Die Gröse und Dauer dieser Krankheiten sind verschieden, je nachdem man öfter oder seltner damit befallen wird; diejenigen, zum Beyspiel, welche alle Jahr, oder längstens alle

zwey

zwey Jahre an Fiebern darnieder liegen, können versichert seyn, daß ihre Krankheiten weder heftig noch gefährlich seyn werden; bringt man im Gegentheil etliche Jahre hin, ohne einige Unpäßlichkeit, besonders ohne einen Fieberanfall zu haben, so verfällt man gemeiniglich in viel stärkere und oft sehr gefährliche Krankheiten. Hält man sich endlich lange Zeit in diesem Lande auf, und genießt viele Jahr hindurch einer vollkommnen und vesten Gesundheit ohne einiges Uebelbefinden, so steht zu fürchten, daß die erste Krankheit, die einen befällt, sehr heftig sey, und daß man in selbiger wol gar drauf gehe. Aber, wird man mir vielleicht einwenden, es giebt zu Cayenne Leute, die niemals krank sind, sondern einer vollkommnen Gesundheit genießen, und andre, die sehr viele Jahre ohne die geringste Unpäßlichkeit zu bringen, und hernach doch nur sehr gewönliche und mit keinen üblen Zufällen begleitete Fieber bekommen. Das kann seyn, aber nicht jedermann weiß, daß diejenigen, welche dem Anschein nach die gesundesten sind, es doch nicht in der That sind; daß die mehresten dieser Leute unter ihren Kleidern Ungemächlichkeiten verbergen, welche einen Ausfluß erregen, und daher immer einen Theil der Fiebermaterie abführen, daher sich diese weder anhäufen, noch stark genug werden kann, um heftige Fieber zu erregen.

Die Beschwerden, welche nurgemeldete Wirkung thun können, sind verschiedner Gattungen; doch scheinen die Flechten (dartres) den größten Antheil daran zu haben, und sind unter den Einwohnern dieser Colonie die gewöhnlichsten, ob es gleich niemand wahrnimmt.

Diese Art Vorbauungsmittel gegen Fieber ist um so sichrer, da die Flechten zahlreicher sind, und einen häufigern Ausfluß von Feuchtigkeit unterhalten.

Ausser den Flechten leisten andere Gebrechen die nemliche Wirkung; so habe ich Leute gesehen, die lange Zeit venerische Ausflüsse hatten, und entweder in gar keine, oder nur in sehr leichte Fieber verfielen. Die weiße und vorsichtige Natur kennt die Bedürfnisse der menschlichen Maschine, und erregt oft solche Ausleerungen in verschiednen Theilen des Körpers, ohne daß irgend eine Ursache dazu beyzutragen scheint. Ich bin in ähnlichen Fällen unzähligemal um Rath gefraget worden. Bey einigen war ein eiteriges Durchsickern aus den Achseln, bey andern fand ich grose Blattern an den Hinterbacken und zwischen den Schenkeln; einige hatten, der äußersten Reinlichkeit, die sie hielten, ohngeachtet, einen eiterhaften Ausfluß zwischen der Vorhaut und der Eichel; einige hatten von Zeit zu Zeit kleine Flüsse in der Nase, hinter oder in den Ohren,

ren, und bisweilen anderswo; noch andre endlich, hatten irgend ein Geschwür, welches eine grose Menge Eiter ausleerte. Alle diese, oft sorgfältig verborgene Beschwerden, benehmen und zerstören wol gar die Ursache der Fieber, denen man in diesen heissen Gegenden ausgesezt ist; es würde Gefahr bringen, wenn man, ohne die gröste Vorsicht, derselben los zu werden trachten wollte.

Die wahre Ursache, daß die Weiber zu Cayenne länger leben, als die Männer, und keine so heftigen und gefährlichen Krankheiten daselbst auszustehen haben, liegt ohne Zweifel darin, daß ihr periodischer Fluß die nemliche Wirkung leistet, als die Beschwerden, deren wir oben erwähnt haben; ausserdem ist eine grose Anzahl derselben mit dem weisen Fluß behaftet; geht dieser etwas häufig, so wird er sehr zur Last, und macht sogar die damit beladenen Personen äusserst mager.

Die gewöhnlichen Fieber zu Cayenne sind fast allemal doppelt dreytägige, so wie wir von denjenigen gesagt haben, welche die Europäer kurz nach ihrer Anlandung befallen; indessen sieht man daselbst doch auch oft einfache dreytägige, bisweilen viertägige und manchmal doppelt und dreyfach viertägige.

Die doppelt dreytägigen Fieber sind fast immer ohne gefährliche Zufälle, besonders bey Leuten, die von Zeit zu Zeit krank sind.

Sie melden sich durchgehends mit starken Anfällen, bisweilen ohne Frost. Hierauf folgt brennende Hitze, die Haut ist währendem Anfalle trocken und brennendheiß, gegen dem Abfall wird sie feucht; der Kranke klagt starken Durst, und oft Kopfweh; die Zunge ist bey einigen trocken, bey andern schleimigt; gemeiniglich bricht der Kranke zu Anfang der Verdoppelung Galle aus; der Puls ist von den ersten Tagen an bey einigen frey, und bey andern zusammengezogen. Alle diese Zufälle finden sich nur im heftigsten Anfall, das heißt, in demjenigen, welcher am ungleichen Tag eintritt; der Anfall des gleichen Tages ist gemeiniglich klein und leicht. Die Dauer dieser Anfälle ist nicht immer einerley; der stärkste währt gemeiniglich nur fünf bis sechs Stunden, bisweilen länger; der kleine ist gewöhnlich anhaltender, besonders gegen das Ende der Krankheit, oder oft schliessen sich auch wol beyde an einander an. Diese Fieber dauern mit einerley Heftigkeit bis zum siebenden oder neunten fort, wo sie sich durch Stuhlgänge oder Schweisse brechen. Verschwinden sie aber in diesem Zeitpunkt nicht, so steigen sie alsdann beständig bis zum dreyzehnten Tag, wo Crisen erfolgen, die fast immer unvollkommne und die Ursache sind, daß die Kranken nur sehr langsam genesen, und gefährlichen Rückfällen unterwor-

terworfen sind, welche hinwiederum oft in langwierige Krankheiten ausarten.

Was die dreytägigen Fieber anlangt, so haben dieselben niemals böse Folgen; die Leute, welche damit befallen werden, sind ohne Zweifel vollkommen ans Clima gewöhnt, auch sind sie blos diesem Fieber ausgesezt, welches sich gemeiniglich nach sieben oder acht Anfällen endigt, ohne daß es mit der mindesten Gefahr verknüpft ist. Die viertägigen Fieber sind gewöhnlicher und schwerer zu heilen. Befallen sie Personen kurz nach ihrer Ausschiffung, so vermindern sie allezeit die Gefahr der ersten Krankheiten, welche ihnen zustoßen, daher man sie auch nicht zu geschwind vertreiben darf. So wie aber diese Anfälle darin nüzlich sind, daß sie die Zufälle der ersten Krankheit lindern, so sind sie es auch in Rücksicht vieler andern Beschwerden, die vermittelst derselben oftmals geheilt werden.

Von dieser Beschaffenheit also sind die Fieber, welche man zu Cayenne findet; es kann vielleicht einige geben, die von diesen unterschieden sind, aber solche einzelne Fälle machen nur Ausnahmen von der allgemeinen Regel aus: es würde übrigens unbedeutend seyn, zu den gewöhnlichen Fiebern dieses Landes diejenigen zählen zu wollen, welche epidemisch herrschen, oder sich auf den Unterschied der Jahrszeiten gründen können: zudem wird dieser

Gegen-

Gegenstand im folgenden Abschnitt behandelt werden.

Gegenwärtig wollen wir die Cur dieser Krankheiten durchgehen. Nachdem wir vorhero das Verfahren, welches viele Personen beobachten, und welches nicht immer den Absichten der Natur gemäs zu seyn scheinet, angegeben haben werden, wollen wir diejenige Heilart vortragen, welche wir durch Erfahrung und durch die genaueste Beobachtung als die beste befunden haben.

In keinem Lande herrschen die Vorurtheile mehr, als auf den Inseln; man hegt so starke und so alte über die Behandlung der Krankheiten dieses Landes, daß es nicht wohl möglich ist, sie auszurotten. Ein blinder Schlendrian, ohne alle Grundsätze und Kenntnisse, hat sich auf den größten Teil der Einwohner fortgepflanzt, welche sich für vollkommen geschickt halten, diese Krankheiten zu behandeln, und öfters mit mehrerer Verwegenheit und Zuversicht, als der erleuchteste Kunstverständige thun würde, die heftigsten und wirksamsten Mittel, welche die Arzneykunde nur darbieten kann, anwenden. Fänden sich dergleichen Irrthümer nur bey den Inwohnern, so würde der Schade doch nicht so gar gros seyn, weil sich wenige Personen ihnen anvertrauen; aber unglücklicher Weiße folgen die Meisten unter denjenigen, welche die Heilkunst ausüben,

dem

dem nemlichen Schlendrian, oder begehen andre Fehler, welche dem Leben der Menschen noch gefährlicher sind, als jene.

Erstlich: So bald sich das Fieber meldet, läßt man den Kranken ein = oder zweymal Ader; giebt ihm hierauf genau über den andern Tag eine Abführung, so lange, bis man sieht, daß die Krankheit zu Ende geht; alsdann pfropft man den Kranken viele Tage nach einander mit Chinarinde. Zweytens, da man für unumgänglich nöthig hält, die Kranken zu nähren, aus dem Grunde, weil sie in heissen Ländern das Essen nicht entbehren können, so hört man nicht auf, in welcher Krankheit es auch sey, ihren Magen mit allen Arten von Nahrungsmitteln anzufüllen; macht sich kein Bedenken, in den Zwischenzeiten des Fiebers, ihnen Fleisch, Fische, Eyer, und überhaupt alles, was sie verlangen, während der Fieberanfälle aber allerhand Brühen (bouillons) zu geben. Widersteht die Natur allen diesen Nahrungsmitteln, will der Kranke durchaus nichts nehmen, so schreyt alles, geräth alles in Unruhe, man hört nicht auf, ihm zuzusetzen, bis er etwas Nahrung zu sich nimmt, die er oft mit dem größten Widerwillen verschluckt.

Dieses ist die gewöhnlichste Art, die Krankheiten dieses Landes zu behandeln; man wendet sie auf jegliche Art Fieber an, ohne auf besondre Umstände Rücksicht zu nehmen. Man

richtet

richtet sich bey der Cur nicht nach den Anzeigungen der Krankheit, sondern nach dem Herkommen und Gebrauch.

Gewiß ist, daß eine grose Anzahl Fieber in Cayenne, einzig und allein durch dieses regellose Verfahren gefährlich und oft tödlich werden.

Eine der vornehmsten Ursachen ihrer Gefahr ist fast immer die Unthätigkeit und wenigen Kräfte der Natur. Ueberhaupt, je häufiger und wirksamer die Fiebermaterie ist, desto nöthiger ist, daß die Fieberbewegungen stark und von Dauer seyn: die Erfahrung hat mich unzähligemal gelehrt, daß in den meisten solchen Fällen die Natur zu kraftlos, die Fieberbewegungen zu schwach und unwirksam waren; daher auch der Stoff, der sie erzeugt hatte, durch die Wirkung der Lebenskräfte nicht angegriffen und zerstört werden konnte, sondern sich auf einen zum Leben wesentlich nöthigen Theil warf, und der Kranke unter dem Uebel erlag, ob er gleich nicht sonderlich zu leiden schien.

Aus diesem Grunde sollte wahrscheinlicher Weiße der Zweck der Kunst dahin gehen, das Fieber in vielen Fällen zu erregen und zu verstärken. Die Behandlung aber, wovon wir eben gesprochen haben, scheint gar nicht hinlänglich, diese Anzeigung zu erfüllen. Denn in der That müssen alle jene Arten Nahrungs-

mittel,

mittel, welche man dem Kranken giebt, anstatt ihm Kräfte zu geben, vielmehr diejenigen, welche ihm noch übrig sind, niederschlagen. Die häufigen Purgirmittel, welche man vom Anfang der Krankheit bis zu ihrem Ende unausgesetzt giebt, helfen der geschwächten Natur keinesweges auf, sondern hemmen vielmehr ihre heilsame Bemühung, indem sie gezwungene Ausleerungen erregen, welche nicht die geringste Beziehung auf die Krankheitsmaterie haben können.

Der Mangel an Kräften in den Cayennischen Fiebern scheint von niemand beobachtet worden zu seyn; die mehresten, die sich mit ihrer Kur abgeben, nehmen auf diese heilsame Anzeige keine Rücksicht. Im Gegentheil schränken sie sich gänzlich darauf ein, diese Wirkungen zu dämpfen und völlig zu hemmen, gleich als ob dieses in ihrem Vermögen stünde. "Haben die Aerzte, (sagt Herr Quesnay) die "Macht, ein anhaltendes Fieber zu stillen, "wannn es ihnen gefällt? Erstreckt sich nicht "die Dauer dieser Fieber, troz unsern Bemü"hungen, bis zu dem Zeitpunkt, wo die Na"tur selbst ihre Ursache überwältigt, im Fall "nicht der Kranke noch vorher unter der Hef"tigkeit des Uebels erliegt *)?" Die

*) Mémoires de l'Academie Royale de Chirurgie. Tom. Ier. Mémoires sur le vice des humeurs.

Die Mittel, welche man gewöhnlich anwendet, um die Folgen des Fiebers zu hemmen oder zu mildern, sind wässerichte und saure Getränke, oder dergleichen Früchte, als Ananas, Pomeranzen, Corossols, u. s. w. Man giebt diese Getränke und Früchte in grosser Menge, so bald das Fieber anfängt, sich zu entwickeln. Schlagen schwere Zufälle, als solche, wovon wir zu Anfang dieser Abhandlung geredet haben, dazu, so überfüllt man den Kranken mit Chinarinde, sowol während des Fiebers, als in der Zwischenzeit, und nur allzuoft leisten diese Mittel die verlangte Wirkung. Andre, um den nemlichen Zweck zu erhalten, setzen den Kranken unter dem ganzen Fieber in ein laues Bad, und wiederholen dieses Verfahren bey allen Anfällen.

Ich könnte viele Beobachtungen anführen, welche beweisen würden, wie wenig dieses Verfahren mit der Bemühung und dem heilsamen Endzweck der Natur übereinstimmt; sie würden aber überflüßig seyn, weil man schon aus dem vorhergehenden leicht sehen kann, wie sehr diese Mittel jener Fieberkraft zuwider sind, welche zu Ueberwältigung des Krankheitsstofs so nöthig ist. Außerdem sind diejenigen, welche sie zum Gebrauch anwenden, Leute von Treu und Glauben, und hegen gute Absichten; ich schmeichele mir also, ihnen einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich ihnen

Gelegenheit gebe, einen der Menschheit schädlichen Irrthum abzulegen.

Mein Verfahren bey den mir vorgekommenen Krankheiten ist allemal auf ihre vorhandenen Anzeigungen und auf eine grose Menge der sie begleitenden Umstände gegründet gewesen. Ich hatte aber auch das Vergnügen, in sehr schweren und beynah verzweifelten Umständen einen guten Erfolg zu sehen. Ueberhaupt kann man allemal, wenn man bey Fiebern, die Leute kurz nach ihrer Ausschiffung befallen, und sich als wahre doppelt dreytägige darstellen, zu Rath gezogen wird, mit einer oder zwo Aderlässen den Anfang machen, wenn sonst nichts dawider ist. Längstens am vierten Tag giebt man drey bis vier Gran Brechweinstein, in vielem Getränk aufgelößt. Befallen diese Fieber starke und kraftvolle Leute, und scheinen nicht recht auszubrechen, so muß man gelind reizende Getränke, und am dritten Tag nach dem Brechweinstein ein oder zwey Purgirmittel geben. Merkt man bey Annäherung des siebenten, daß der Kranke in einer Art Unempfindlichkeit ist, und in Gesellschaft seine Gedanken wo anders hat, so muß man alles anwenden, um die Maschine lebhaft zu erschüttern, die Lebenskraft zu erwecken, und, wo möglich, eine stärkere Fieberbewegung zu erregen. Reizende und schweißtreibende Getränke, Brechmittel und aufgelegte blasenziehende

Pflaster, sind Mittel, welche bey solchen Umständen das meiste zu leisten scheinen.

Wären diese heimlichen Fieber, bey welchen die Gefahr allzeit dringend ist, gleich in den ersten Tagen mehr entwickelt, und die Kranken wären nicht so stark bey Leibe, noch so vollsäftig, so könnte man gleich im Anfange eine oder zwo kleine Aderlässe vornehmen, und ein flüßiges Brechmittel geben. Dem Kranken wird während der ganzen Krankheit eine strenge Diät vorgeschrieben. Er darf keine vesten Speisen, sondern in den Zwischenzeiten der Anfälle blos Brühen geniesen, die mit Kräutern bereitet werden, als mit Salat, Sauerampfer, Portulac und Brunnenkresse, wozu man nur sehr wenig frische Butter thut. Im Fieberanfall selbst giebt man ihm nichts, als einen leichten Trank, zum Beyspiel eine Tisane aus Hundszahn und Süßholz, Panade, entweder mit Brod oder mit Cassave gemacht; dieser lezte Trank ist sehr angenehm und oft sehr heilsam; da aber die Cassave kalter Natur ist, so muß man, um sie wirksam zu machen, einige Tropfen Caffia dazu thun. Man kann auch gegohrne Getränke, mit viel Wasser verdünnt erlauben, als Bier, Tannenbier, oder auch Wasser mit etwas wenigem Wein. Zween Tage nach dem flüßigen Brechmittel verschreibt man eine gelinde Abführung. (Wohl verstanden, daß diese Mittel nur alsdann gebraucht

werden,

werden, wenn sie keine vorhandne Gegenanzeige verbietet). Es ist ohne Zweifel höchst nüzlich, den in den ersten Wegen befindlichen Unrath gleich zu Anfang der Krankheit auszuleeren. Denn ohne diese Vorsicht würde er in Fäulniß übergehen, die Krankheit verwickelt, und dadurch noch gefährlicher machen; hat man aber einmal diese erste Anzeige befolgt, so darf man hernach den übrigen nur so, wie sie sich darstellen, Genüge leisten, und, um mich dieses Ausdrucks zu bedienen, den Gang der Natur ausspähen, um ihr zuvorzukommen und sie zu unterstüzen.

Fährt das Fieber in gleicher Stärke fort, so hält man sich an die vorgeschlagenen Getränke; ist der Patient hartleibig, so giebt man ihm zu Ende des Fieberanfalls ein öfnendes Clystier; ist der Speichel zäh, die Zunge unrein, der Odem stinkend, und scheinen die ersten Wege beschweret zu seyn, so verordnet man in der ruhigsten Zwischenzeit einige Gläser von einem abführenden Apozem, um dadurch den Leib offen zu halten und zu verhindern, daß dieser Unrath durch seinen Aufenthalt im Magen und den Gedärmen nicht Anlaß zu neuen Zufällen gebe. So gefährlich der Mißbrauch starker und reizender Purganzen ist, eben so schädlich würde ihre gänzliche Hintansetzung seyn: denn wirklich giebt die in den ersten Wegen enthaltne Materie, wenn sie durch die

Hitze des Clima und des Fiebers faul wird, oft zu sehr schweren Verwickelungen Anlaß, wodurch die Natur der Krankheit verändert und ihre Gefahr vermehrt wird. Merkt man, daß das Fieber zu Ende geht, und hat man Anzeigen, daß eine Crisis vor der Thür ist, so muß man sich wohl vorsehen, Arztneyen zu geben. Indessen, wenn die Fieberanfälle heftig sind, wenn der Kranke über starkes Kopfweh klagt, und nicht sonderlich dünstet, so kann man ihm, wenn der Anfall am stärksten ist, fünf und zwanzig bis dreyßig Tropfen versüßten Salpetergeist in einem Maas (pot) Wasser verschreiben. Dieses Mittel, welches den Kranken angenehm ist, vermindert keineswegs die Stärke der Fieberbewegungen, sondern lindert nur zum Theil die Zufälle, erregt die unmerkliche Ausdünstung, und verbessert die Fäulniß der in den ersten Wegen enthaltnen Materie; ausser diesem Mittel kann man auch zu Dämpfung der Fäulniß bittre Pflanzen, doch immer in flüßiger Gestalt, verordnen. Man muß, besonders vor den Crisen, den Gebrauch der Fieberrinde vermeiden, denn diese hält den Krankheitsstoff nicht selten in einem Theile vest, wo er bald leichtere, bald schwerere Zufälle hervorbringt. Es sind mir viele Fälle vorkommen, wo ein unbedachtsamer Gebrauch dieses vortreflichen Mittels Versetzungen auf die innern Theile machte, wodurch das Leben der

Kranken in die größte Gefahr gerieth. Wenn endlich eine kritische Ausleerung erfolgt, so muß man sich wohl in Acht nehmen, sie nicht in Unordnung zu bringen. Die gewöhnlichen Wege zur Ausleerung sind in den meisten dieser Fieber, der Stuhlgang und Schweiß; bisweilen endigen sie sich mit Auswurf, selten durch kritische Versetzungen in die äußern Theile: ich sahe nur ein einziges, welches sich durch den Arm hob. Bey allen diesen Vorfällen darf man nicht müßig seyn; brechen Schweiße aus, so muß man dunstbefördernde Tränke geben; hat man Anzeigen, daß eine Crise durch den Stuhl erfolgen will, so verordnet man gelinde Abführungen, und solchergestalt auch in den übrigen Fällen. Dieses Verfahren schien mir am schicklichsten bey dieser Art Fieber, nemlich bey solchen, welche zwar heftig, aber nicht mit schlimmen Zufällen verknüpft sind. Sollte der Kranke gegen den neunten das Bewußtseyn verlieren, so könnte man Getränke verordnen, die etwas mehr reizen, man könnte Blasenpflaster an die Schenkel, auch wol an den Nacken legen, wenn anders keine Gegenanzeige vorhanden ist; man muß sie aber recht eytern lassen, und sie wiederholen, wenn es die Heftigkeit der Zufälle erfordert; alsdann erwartet man, daß die Natur eine Crise hervorbringt, welches sich oft am dreyzehnten oder vierzehnten Tag ereignet. Findet sich Ver-

rung des Haupts und Gedankenlosigkeit ein, so nehmen viele zu den Aderlässen ihre Zuflucht; ich getraue mir aber zu behaupten, daß dieses Verfahren mehr schädlich als nüzlich ist. "Es "ist bey uns allgemein im Gebrauch, (sagt ein "neuerer nachahmungswürdiger Schriftsteller) "am Fus Ader zu lassen, wenn der Kopf lei- "det, oder nur bedrohet wird: indeß lehren "uns, mein Zeugniß gar nicht anzuführen, be- "währte Schriftsteller, daß es in diesem Fall "gemeiniglich gar keinen Nutzen schaft, son- "dern sogar das Uebel vermehrt *)."

In der That bemerkte ich nie einen guten Erfolg von diesem Mittel, so oft ich es auch anwenden sah.

Ist endlich eine kritische Ausleerung vor sich gegangen, so läßt das Fieber entweder nach, oder verschwindet gänzlich; man muß alsdann die stärkenden antiseptischen Mittel, als Chinarinden- und Wermuthwein brauchen, und davon täglich zwo oder drey kleine Dosen geben. Man verschreibt einen den Magen gelind stärkenden Trank, und läßt den Kran- ken nach und nach wieder Nahrungsmittel neh- men, wobey man jedoch mit den am leichtsten zu verdauenden den Anfang macht: um aber den Magen und die Verdauung zu befördern, giebt

*) Précis de Médecine pratique, par Mr. Lieu- taud, tom. I. pag. 73. troisieme edition.

giebt man ihm guten Wein. Man kann auch in kleinen Dosen ein Elixir, als das des Garrus, oder Proprietatis, auch wol einige bittre Extrakte verschreiben. Wenn diese Arztnеyen in gehöriger Maase gebraucht werden, so sind sie öfters von grosem Nutzen, weil sie den Fasern den Tonum und die Federkraft geben, die ihnen bey so bewandten Umständen höchst nöthig ist. Zu dem gewöhnlichen Getränk kan man auch noch zwey bis drey Blätter vom Cayennischen Zimmtbaum (canellier) setzen. Nichts fällt hier zu Lande zu schwer, als die Behandlung Wiedergenesender nach einer schweren Krankheit; der wenige Vorrath an Lebensmitteln, die Sehnsucht nach Dingen, die man nicht erlangen kann, und der Zustand einer beständigen Erschlappung, den die Hitze erzeugt, sind lauter Hindernisse für eine baldige Wiederherstellung. Wenn man daher nicht die strengste Lebensordnung hält, so ist man auch öftern und nicht selten gefährlichen Ruckfällen unterworfen. Ueberhaupt müssen sich Leute, bey denen es mit der Genesung schwer hergeht, mit den Nahrungsmitteln sehr in Acht nehmen, nur die allerleichtesten wählen, und wenig auf einmal essen. Sie müssen von Zeit zu Zeit eine Abführung nehmen; können sie wieder gehen, so müssen sie sich Bewegung machen, und Abends und Morgens spatziren, sich aber bey der stärksten Hitze wohl inne halten. Sie

müssen auf Reinlichkeit sehn, und sobald die Kräfte ein wenig wiederkommen, gewürzhafte Bäder brauchen. Zeigt sich ein Anfall von schleichendem Fieber, so muß man sogleich darauf bedacht seyn, ihn durch schickliche Abführungen oder Fiebermittel (febrifuga) zu vertreiben. Achtet man solche kleine Fieber gering, so schwächen sie die Kräfte, hindern die Verdauung, erzeugen starke Verstopfungen der Milch, Leber, oder anderer Eingeweide, und geben also zu den gefährlichsten langwierigen Krankheiten Anlaß. Das Mittel, welches mir im jezt gemelteten Fall die beste Würkung geleistet hat, ist die Quassia, sie ist am geschicktesten, die kleinen schleichenden Fieber zu vertreiben, welche so gern nach schweren Krankheiten folgen. Es beweißt sich besonders kräftig als ein tonisches Mittel, und stärkt vorzüglich den Magen. Die Fieber vertreibende Kraft dieses Mittels ist vielleicht nicht so vorzüglich, als man Anfangs glaubte, indeß leistet es doch in schleichenden Fiebern, eine sonderliche Wirksamkeit. Es ist zu wünschen, daß man sich dessen in heisen Ländern bediene, besonders zu Cayenne, wo es leicht fortkömmt, und wo man es auch wirklich mit Vortheil baut *).

Dieses

*) Siehe die Geschichte dieses Baums, von Herrn Patris, alten Königlichen Arzt, zu Cayenne; Journal de Physipue, par M. l' Abbé Rozier, cahier de Févries 1777, pag. 140.

Dieses ist das Verfahren, welches ich aus eigener Erfahrung und Beobachtung, als das beste bey den Fiebern, die neu Gelandete überfallen, und bey den übrigen, so in diesem Lande gemeiniglich herrschen, befunden habe. Es wird ein leichtes seyn, dasselbe unter verschiedenen Umständen anzuwenden, wenn man nur immer den Gang der Natur genau beobachtet, und dabey den Zustand von Erschlaffung und Kraftlosigkeit vor Augen hat, indem man sich unter diesem Himmelsstrich beständig befindet. Ein anderer Gegenstand, den man niemals vergessen darf, sondern dem man immer entgegen arbeiten muß, ist die Fäulniß der Säfte. Zu dem Ende verbietet man den Patienten sorgfältig, wenigstens so lange die Krankheit noch stark ist, alle Fleischspeisen, und erlaubt ihnen blos Gewächse aus dem Pflanzenreich, es sey nun grün, oder in Tisane, in Apozem, oder in Brühen, wie ich dessen schon gedacht habe. Sollte bey den heftigsten der gedachten Krankheiten, der Patient sehr schwach und entkräftet, besonders zu Ende starker Anfälle, scheinen, so giebt man ihm von Zeit zu Zeit einige Löffel alten Wein, welcher ohne Zweifel das beste herzstärkende und der Fäulniß widerstehende Mittel ist, das man nur finden kann.

In Betreff der drey- und viertägigen Fieber, die, wie gesagt, auch bisweilen in diesem

sem Land umgehen, schränkt sich die Behandlung derselben, besonders der Dreytägigen, auf ein Weniges ein. Eine Aderlasse, zwo oder drey Abführungen mit einigen Dosen Chinarinde pflegen sie gemeiniglich zu vertreiben. Was das viertägige Fieber anlangt, so habe ich schon gesagt, daß nothwendig und oft wesentlich sey, dasselbe nicht sogleich zu vertreiben. Hat es aber eine gewisse Zeit gedauert, so muß man es stopfen, weil es sonst auch üble Zufälle erregen könnte. Den Anfang bey der Cur dieses Fiebers macht man allezeit mit einer Aderlasse, und im Fall nichts entgegen steht, mit einem flüßigen Brechmittel; giebt hierauf dem Patiten zwo oder drey Abführungen, und schreitet alsdenn zu den kräftigsten Fieber vertreibenden Mitteln, welche jedoch sehr oft gar nichts ausrichten, oder das Fieber nur auf einige Tage vertreiben; mit einer einzigen Arzney hat es mir durchgängig geglückt, und sie heilt, vorausgesetzt, daß man erst die allgemeinen Arztneyen angewendet hat, dieses Fieber allemal, es sind dieses zwey Gewürznägelein mit gleichem Gewicht Zimmt. Mann reibt beydes zu Pulver, vermischt es mit einem Quentchen guter Chinarinde, und weicht es in einem halben Glas weisen Wein ein. Dieses Gemische nimmt der Kranke beym ersten Eintritt des Fiebers, nemlich, sobald sich der Frost zeigt, und legt sich gleich darauf ins Bette; das Fieber bricht als-

dann

dann aus, wird gemeiniglich stärker, als bey den vorhergehenden Anfällen, und endigt sich mit einem häufigen Schweis. Sehr selten folgt nach diesem Anfall ein neuer. So empirisch diese Arzney ist; so heilt sie doch das viertägige Fieber ohnfehlbar, nicht allein zu Cayenne, sondern überall, wo man sie nur anwenden will. Ich habe es zu Paris versucht, und den besten Erfolg davon gesehn.

Dritter Abschnitt.

Von epidemischen Krankheiten, und solchen, die auf beyde zu Cayenne gewönliche Jahreszeiten Beziehung haben.

Ansteckende und epidemische Krankheiten sind nirgends seltner, als zu Cayenne; schon da, wo ich von den Krankheiten neu Angelandeter sprach, habe ich erinnert, daß dieses Clima so ungesund nicht ist, als man glaubt, und daß die daselbst gewöhnlichen Krankheiten weder so heftig, noch so gefährlich sind, als auf den Inseln des Windes und unter dem Wind. Eben so verhält es sich mit den Epidemien; sie sind

sind daselbst viel gutartiger und viel seltner. Die, die auf Saint Domingue so viele Verwüstungen anrichtet und so häufig vorkömmt, ist zu Cayenne niemals beobachtet worden; die pestartigen Fieber, Pocken, Masern, Fleckfieber, die auf den meisten dieser Inseln *) so gewöhnlich umgehen, sind in diesem Clima gänzlich unbekannt.

Die einzige epidemische Krankheit, welche ich die zwölf Jahre über, wo ich mich daselbst mit der Heilkunde beschäftigte, beobachtet habe, war diejenige, welche in den Jahren 1763 und 1764 den größten Theil der Leute, die, neue Pflanzungen anzulegen, dahin gebracht wurden, auf eine so schreckliche Weise aufrieb, und hierdurch die schlimmste Meynung von diesem Clima erzeugte. Es war dieses ein bösartiges Fieber, und rührte von einer Menge Ursachen her, deren gefährliche Folgen man gar wohl hätte voraussehen können. Denn man brachte diese Europäer zum Theil in neu entdeckte und ganz unbewohnte Gegenden, welche mit Morästen angefüllt und umgeben und folglich mit Ausdünstungen aller Art angeschwängert waren; ausserdem sahen sich die meisten Wind und Wetter ausgesetzt, oder waren in den schlechtesten Hütten zusammengepfropft; ihr Unterhalt bestand aus Nahrungsmitteln, die

*) Siehe Historie des Maladies de Saint-Domingue, par M. Poupé Desportes.

die man aus Europa mitgebracht, die aber bey ihrer langen aufbewahrung in den Magazinen schädliche Eigenschaften angenommen hatten. Allerhand eingesalzne Fleischspeisen, ranzichtes Oel, Butter und Fett, erhitzte Hülsenfrüchte, verdorbenes Mehl, als woraus ihre Nahrung bestund, mußten nothwendig den Stof der höchsten Fäulniß erzeugen, welcher nachher durch die Hitze des Clima entwickelt wurde: endlich, und zum grösten Unglück, sah ein Theil Einwohner sich genöthiget, stehendes und halb verfaultes, ja oft gar Seewasser zu trinken.

Zu allen diesen Ursachen kamen noch die Leidenschaften der Seele; man weiß, wie stark ihre Eindrücke auf die thierische Haushaltung sind; diese Leidenschaften stiegen zu einer unbeschreiblichen Heftigkeit bey den meisten Colonisten, welche blos in Vertrauen auf grose Versprechungen, die man ihnen nicht halten konnte, und in der eitlen Hofnung, hier ein glänzendes Glück zu machen, auf diese Insel gereißt waren. Sie glaubten alle sicher, man brauche nur in dieser neuen Welt anzukommen, um daselbst Gold zu sammeln. Aber ach! wie gros war ihr Erstaunen, als sie sich auf einem rohen Boden befanden, wo die Natur noch unbearbeitet war, und welcher bisher nur wilde Thiere zu Bewohnern gehabt hatte. Da sie also von der Last der Hitze entkräftet, und zum erforderlichen Landbau unfähig waren; da

sie sich im äußersten Grad unglüklich sahen, und ihre Entwürfe, die Quelle aller ihrer Uebel, fahren lassen mußten: so vermehrte noch der Verdruß, die Nachläßigkeit, die Schwelgerey, die Unreinlichkeit, und die Verzweiflung, welcher sie sich nun überließen, die Heftigkeit der Krankheit, welche ihrer keinen verschonte.

Bey den Teutschen, als dem größten Theil der neuen Colonisten, äusserten sich die Wirkungen dieser Leidenschaften am stärksten; daher griff sie auch die Epidemie stärker und heftiger an, als die übrigen Europäer, und überhaupt kamen viel wenigere davon auf.

Doch nicht bey allen Subjekten und zu allen Zeiten war das Wachsthum und die Heftigkeit dieser Epidemie einerley. Ueberhaupt wurden Leute von heftigen Gemüthsbewegungen, eines trocknen und gallichten Temperaments, und solche, die sich in Frankreich wohl befunden hatten, viel stärker davon angegriffen, nnd starben viel eher, als andere, die sich in entgegengesetzten Umständen befanden. Als ich im Jahr 1764 nach Cayenne kam, bemerkte ich, daß ein groser Theil dieser Fieberpatienten am dritten oder fünften Tag starb; die Zahl der Toden war damals so gros, daß es verboten wurde, bey ihrem Leichenbegängniß zu läuten, und daß man sie ohne alle Umstände begraben muste. Jedoch endigte sich dieses Fieber nicht lange so schnell und so töd-

lich, wie bey meiner Ankunft geschehen war; und an verschiednen Orten, wohin ich geschickt wurde, habe ich die Krankheit nicht ein einzigmal in einem solchen Grad der Heftigkeit gefunden. Bey Oeffnung der Leichname so plötzlich Verstorbener, fanden wir Brandflecken im Magen, Gedärmen oder am Zwergfell, bey andern in sonst einem Eingeweide des Unterleibs; dieser Brand war aber trocken, und man konnte keine Anzeigen einer vorhergegangnen Entzündung finden, wie denn auch der Kranke oft nicht den mindesten Schmerz an diesen Theilen gehabt hatte. Der Grund einer so beträchtlichen und schnellen Verderbniß konnte also in nichts anderm liegen, als daß sich die äusserst scharfe und bösartige Fiebermaterie auf diese Theile geworfen und ihre Lebenskraft vertilgt hatte. Diese tödliche Verletzung geschah ohne Entzündung, oder wenigstens ohne eine beträchtliche: Das Daseyn einer so scharfen und wirksamen Materie ist von dem berühmten Herrn Quesnai anerkannt worden. Man sehe, was er davon in seiner Abhandlung über den heißen Brand, im funfzehnten Kapitel, sagt.

Der gewöhnliche Ablauf dieses epidemischen Fiebers war bey den wenigsten Kranken so schnell, als wir erzehlt haben; sondern die mehresten starben erst am dreyzehnten, oft am siebenzehnten, und zuweilen erst am ein und

zwanzigsten Tag zu la Baume, wo sich die meisten Kranken von Cayenne befanden, beobachtete ich, daß sich diese grausame Krankheit erst nach dem dreyzehnten oder vierzehnten Tag in der größten Stärke ihrer Bösartigkeit zeigte. Die Art Siechhauß, das man an diesem, in einem Morast gelegenen Sammelplaz erbaut hatte, die wenige Sorge, welche man für die Kranken trug, die Unreinlichkeit, worin man sie liegen lies, und die schlechte Nahrung, so sie erhielten, trug nicht wenig bey, die Krankheit tödlich zu machen; und, wenn auch einer das Glück hatte, ihrer Wuth zu entgehen, so war seine Genesung doch nur unvollkommen, und er starb an einer Art Cachexie, welche das gänzliche Verderbniß aller Säfte zu erkennen gab.

So betrug sich während der regnerischen und feuchten Jahrszeit die Seuche in diesem Krankenhaus; schneller aber lief sie bey trocknem und heissern Wetter ab. Die nemliche Verschiedenheit ist fast an allen Standorten, besonders zu Kourou *) beobachtet worden, wo die meisten Leute starben, und wo die Epidemie

*) Kourou ist ein Fluß, an dem der Hauptort der damals entworfnen Etablissements lag, und wo sich die meisten neuen Colonisten niedergelassen hatten; er liegt zwölf Meilen von Cayenne.

demie ihren Ursprung genommen zu haben schien.

In dem Flecken Oyapoc *) war sie ohne Zweifel am gelindesten. Die Teutsche, die man mit mehrern Europäern dahin sandte, wurden daselbst alle krank; das Hauptkennzeichen dieses Fiebers bestand in starken Reizungen des Magens und der Gedärme; diese verursachten anfänglich heftiges Erbrechen und die heftigsten Durchfälle; bald darauf gesellte sich hiezu noch eine starke Entzündung, und die Zufälle wurden immer beträchtlicher. Mit Nutzen brauchte man antiphlogistische und besänftigende Mittel, und nur sehr wenige starben.

Ganz anders verhielt sichs im Posten Aprouague **); da man sich vorgenommen hatte, viele Wohnplätze an diesem Fluß zu errichten, so mußten auch weit mehr Leute dahin gesandt werden. Im Herbstmonat 1765 erhielt ich vom Gouvernement Befehl, mich dahin zu begeben und die Kranken zu besorgen. Die Epidemie hatte daselbst schon so aufgeräumt,

*) Oyapoc ist am Flusse gleiches Namens, im südlichen Theil von Guiane, ohngefehr dreyßig Meilen von Cayenne erbaut.

**) Aprouague ist ebenfalls ein Ort, der an einem Fluß gleicher Benennung, auf der nemlichen Seite, wie Oyapoc, funfzehn Meilen von Cayenne angelegt ist.

räumt, daß ich fast niemand mehr daselbst vorfand, und es waren nur sehr wenige im Hospital. Wenig Tage nach meiner Ankunft schickte man ungefehr dreyhundert Teutsche dahin, die erst kürzlich aus Frankreich angekommen und vollkommen gesund waren. Kaum aber waren acht Tage nach ihrer Anlandung verlaufen, so brach die Krankheit aus und wurde so heftig, daß zu Anfang des Wintermonats nur noch drey übrig blieben; der eine war Krankenwärter und hatte das Fieber gar nicht gehabt; die beyden andern hatten dasselbe zwar überstanden, konnten sich aber nicht völlig wieder erholen. Damit man sich von dieser grausamen Krankheit einen Begriff machen könne, will ich die Zufälle beschreiben, die sie in ihren verschiedenen Zeiträumen begleiteten.

Vor dem Fieber, welches im Anfang allemal ein doppelt dreytägiges war, gieng fast bey allen Kranken ein leichter Schauer vorher, der nur eine halbe Stunde anhielt; die darauf folgende Hitze schien äusserlich auch nicht sonderlich zu seyn. Der Kranke klagte über ausserordentlichen Durst, heftige Kopf- und Nierenschmerzen, und äusserste Schwäche in allen Gliedern: gleich zu Anfang des Fiebers fand sich ein beständiges Erbrechen und häufiger Durchfall ein. Die Haut war trocken und dürr, in dem nemlichen Zustand befand sich die Zunge, und wurde ganz gelb. Diese Zufälle

fälle dauerten in gleichen Grad bis zum siebenten Tag; da indessen die Kranken am zweeten, vierten und sechsten geringe Fieberanfälle hatten. Sie klagten über grose Schwäche und eine gänzliche Niedergeschlagenheit. Mit dem siebenten Tag änderte die Krankheit ihre Natur; die Anfälle an den gleichen Tagen daurreten so lang, daß sie in die Anfälle der ungleichen Tage eingriffen, und das Fieber wurde nun ein anhaltendes (continua). Der Schauder, das Erbrechen und der Durchfall verschwanden gänzlich; die Zunge wurde rauh, wie ein Reibeisen und kohlschwarz. Das Kopfweh und oft auch die Magenschmerzen nahmen zu; die innern Sinnen schienen stumpf zu seyn, und die Kranken wurden ganz dämisch. Die Anfälle am neunten, eilften und dreyzehnten Tag endigten sich mit unordentlichen und convulsivischen Bewegungen in beynahe allen Theilen der Oberfläche, mit starkem Zittern der Hände, daß auch die Patienten nichts zum Munde bringen konnten. mehrmals waren sie sich ihrer selbst unbewußt. Der Puls war klein, zusammengezogen und zeigte einen starken widernatürlichen Reiz an. So vermehrten sich alle erwähnte Zufälle bis zum zwölften Tag, und dann ergrif die Schwärze der Zunge fast alle Zähne und die Lippen, auf welchen sich brandichte Beulen erhoben. Die Kranken hatten einen Leichengeruch; die convulsivi-

schen Bewegungen und das Zittern wurden beynahe anhaltend. Der Mangel an Kräften stieg aufs höchste, und es fand sich Schwäche mit häufigen Ohnmachten ein. Einige Kranke starben zwischen dem dreyzehnten und vierzehnten Tag, die mehresten dauerten bis zum siebenzehnten, und oft bis zum ein und zwanzigsten. Bey denjenigen, welche im ersten Zeitpunkt umkamen, schien die Natur gar keine Crisis bewirken zu wollen, der Urin blieb hell, durchsichtig, und häufig: der Puls war bis zum lezten Augenblick zusammengezogen und ungleich. Anders verhielt sichs bey solchen, die am ein und zwanzigsten Tag starben. Bey einigen brach am funfzehnten oder siebzehnten ein starker Durchfall aus, andere bluteten aus der Nase, und bey andern schwollen endlich die Ohrendrusen an; alle diese Anstrengungen der Natur waren aber doch vergeblich, denn die unglücklichen Kranken starben dem ohngeachtet gegen den ein und zwanzigsten Tag.

Daß diese critischen Bewegungen nicht allein unvollkommen, sondern auch bösartig waren, kann man daraus sehen, daß sie die Heftigkeit der Zufälle auf keine Weiße veränderten; ich fand vielmehr, daß diejenigen Patienten, welche Durchfall und Nasenbluten bekamen, alsobald starben. Die Anschwellung der Ohrendrüsen allein waren solche critische Begungen, worauf eine geringe Veränderung der

Zu=

Zufälle folgt, nur der einzige Fall, wo der Puls mit unter weich und gleich wurde; jedoch waren diese Geschwülste so beschaffen, daß man niemals eine derselbe zur Vereyterung bringen konnte. Ich brauchte anfänglich die gewöhnlichen Mittel, nemlich die erweichenden und die stärksten zeitigenden; da ich sie aber ohne allen Nutzen fand, und die Geschwülste, anstatt zu verschwären, verschwanden, so bediente ich mich bey einigen der Blasenpflaster und des äzenden Steins, um dadurch eine Entzündung zu verursachen; es war aber alles vergebens; der durch diese äusserliche Mittel erzeugte Schorf blieb trocken, und die Geschwulst nahm, anstatt zu wachsen, ab: der Kranke starb unter diesen Versuchen.

Unter der Menge Unglücklicher, die dabey umkamen, starben die meisten am siebenden Tag der Krankheit; gegen den dritten waren sie sämmtlich von einer allgemeinen Gelbsucht befallen; am fünften befanden sie sich schon sehr schlecht, und am siebenden, zu Ende des Anfalls, starben sie: auf diese Art beobachtete ich den Verlauf an acht bis zehn Kranken. Andere überlebten alle diese Tage, und sogar den ein und zwanzigsten; man schloß aus dem Nachlassen der Zufälle, daß die Krankheit größten Theils überstanden sey; sie behielten aber ein schleichendes Fieber mit ordentlichen Anfällen und äusserster Mattigkeit. Im Pul-

se blieb immer noch ein gewisser merklicher Reiz übrig: kurz, einige erreichten, wiewol in beständiger ausserordentlicher Mattigkeit, den vierzigsten Tag, und starben an einer so starken Cacherie; daß sich daraus auf eine gänzliche Verderbniß und Fäulniß schliessen ließ.

So verhielt sich diese schreckliche Krankheit, die sich überall, wo nur Einwohner waren, ausbreitete, und selbst die alten Colonisten nicht verschonte, obgleich das Sterben unter diesen lange nicht so beträchtlich war, als unter den Neuangekommenen. Endlich verlor sie sich nach und nach, und verschwand im Jahr 1766 gänzlich. Auf sie folgten die im Lande gewöhnlichen Krankheiten, und nur diese herrschten bis zu Ende des Jahres 1776, da ich diese Colonie verlies.

Die epidemischen Krankheiten, welche so oft zu Saint-Domingue herrschen, finden sich niemals zu Cayenne. So hat man, zum Beyspiel, die Blattern, welche nach dem Zeugniß des Herrn Poupé Desportes *) daselbst Jahr aus Jahr ein umgehen, niemals zu Cayenne beobachtet, sie müßten denn aus Europa, Afrika, oder einer andern Colonie dahin gebracht worden seyn. So lange ich mich in

*) Siehe Histoire des Maladies de Saint-Domingue, par M. Poupé Desportes, Médecin.

in diesem Lande aufhielt, sahe ich sie nur einmal, nemlich im Jahr 1766, da sie auf einem Schiffe aus Afrika, das Mohren am Bord hatte, dahin kam. Ob sich nun gleich auf diesen viele Neger befanden, welche die Blattern hatten, so wurden es doch die Gesundheitsaufseher, bey ihrer Untersuchung nicht gewahr, und der Capitän erhielt die Erlaubniß, die sämmtlichen Neger ans Land zu setzen und zu verkaufen. Auf diese Weise kamen alle diese Sklaven an einen einzigen Einwohner, der sie noch an dem nemlichen Tag nach seiner Pflanzung, die drey kleine Meilen von Cayenne entlegen ist, absonderte. Acht bis zehn Tage liesen so hin, ohne daß man das geringste hörte; gleich nachher verbreitete sich das Gerücht, die Blattern wären auf dieser Pflanzung ausgebrochen. Der königliche Prokurator, dem die Landespolizey anvertraut ist, übergab dem Gouvernement eine Requisition, die Sache untersuchen zu lassen, damit man die gehörige Sorgfalt und Maasregeln nehmen könne, dieser Krankheit Einhalt zu thun und sie gänzlich wieder auszurotten. Ich erhielt vom Gouvernement den Auftrag, mich dahin zu begeben, und Bericht von der Lage der Sachen abzustatten; ich fand auch wirklich, daß ein Theil der neu angekommenen Neger die Blattern vor kurzen gehabt, andere aber sie noch wirklich zu der Zeit, da ich sie besuchte, hatten. Ich stellte

hierauf auch bey den alten Negern jenes Pflanzortes Untersuchung an, und ward gewahr, daß die Krankheit schon um sich gegriffen, und ihrer viele befallen hatte. Ich gab sogleich von meinen Untersuchungen Rechenschaft, und auf meinen Bericht beschlossen die Herren Oberaufseher, alle, die damit angesteckt waren, auf eine kleine wüste Insel, die mitten im Wasser und ohngefehr zehn bis zwölf Meilen von Cayenne liegt, zu senden. Ich blieb deswegen einige Tage an selbigem Orte, um alle diejenigen, bey welchen diese Krankheit ausbrechen könnte, auf die Insel überführen zu lassen, welches auch, dem gegebenen Befehl gemäs, geschah.

Diese Krankheit breitete sich dem ohngeachtet in Bezirk jener Pflanzung aus; eine grose Anzahl Neger, besonders die zunächst wohnenden, wurden davon befallen. Von den Weisen bekamen sie sehr wenige, und weder bey diesen noch bey jenen war sie von schlimmen Folgen. Diejenigen, welche man auf die Insel brachte, waren im Zeitpunkt des Blatterausbruchs der freyen, und sogar der Seeluft ausgesezt, und doch entstand daraus nichts übles, sondern sie genasen sämmtlich zum Erstaunen bald. So hatten die vortreflichen Anstalten der Herren Oberaufseher den glücklichsten Erfolg; die Krankheit wurde in

kurzem

kurzem erstickt, und ist seit diesem Zeitpunkt in Cayenne nicht wieder zum Vorschein gekommen.

Ob nun gleich die bös- und pestartigen, epidemischen Krankheiten sehr selten in Cayenne sind; so erzeugt doch die Abwechselung der Jahrszeiten deren einige. Der Winter scheint seine eigenthümlichen zu haben, und diese entstehen dem Vermuthen nach vom Nordwinde, der blos zu dieser Jahrszeit weht.

Der Sommer müßte ohne Zweifel die gesundeste Zeit im Jahr seyn; da aber oft häufiger Regen plözlich auf grose Dürre folgt, so müssen freylich zu Anfang dieser Jahrszeit immer viele Fieber ausbrechen. Die meisten erscheinen im Heumonat und August, sind aber gar selten mit Gefahr verknüpft. Ist den ganzen Sommer durch die Hitze stark und anhaltend, und dauret länger hinaus, als gewöhnlich, so pflegen die nemlichen Fieber gegen das Ende dieser Jahreszeit aufs neue wieder auszubrechen, und sind denn gemeiniglich viel hartnäckiger und gefährlicher. Eine solche Verschiedenheit der Krankheiten habe ich während der grosen Dürre, die in Cayenne herrscht, beobachtet.

Mit dem Winter hat es nicht die nemliche Bewandniß; ich habe schon gesagt, daß diese Jahrszeit eigenthümliche Krankheiten habe; aber diese Krankheiten sind alle Jahre verschie-

den,

den, und man findet sie gar selten in zween auf einander folgenden Wintern einerley: oft ist sogar der Winter so gesund, daß man in demselben gar keinen Anstoß leidet. Dieser Unterschied rührt ohne Zweifel von der Art her, wie er eintritt; nemlich, ob gleich im Anfange häufige Regen fallen, oder ob sie sich nur nach und nach vermehren; ob die Nordwinde gleich, oder erst lange nach dem ersten Regen einbrechen, u. s. w.

Es giebt der Krankheiten, welche mit dieser Jahrszeit in Verhältniß stehen und ihr eigen sind, sehr viele. Die gewöhnlichen Fieber sind alsdann seltner und viel weniger gefährlich, als das ganze übrige Jahr hindurch; aber die drey- und viertägigen Fieber, wovon ich in dem vorhergehenden Abschnitt gehandelt habe, erscheinen zu dieser Zeit gemeiniglich: ausser denselben habe ich auch gefunden, daß in manchen Wintern die eintägigen (ephemerae) häufig vorkamen, sie giengen aber ohne den geringsten bedenklichen Zufall, und beym Gebrauch sehr weniger Arzneyen vorüber.

Unter den Krankheiten, welche vom Nordwinde zu entstehen scheinen, kommen der Schnupfen und die davon oft entstehenden Brustflüsse, Rheumatismen, (rhûmes) hartnäckigtes Augenweh (ophtalmia) und dergleichen, am häufigsten vor. Vielleicht erzeugt auch, oder verstärkt wenigstens, der nemliche

Wind

Wind eine fürchterliche Krankheit, von der man nicht leicht wieder aufkömmt, ich meyne die Starrsucht, (tetanus) wovon ich in den Abhandlungen dieses Uebels sprechen werde.

Der Schnupfen ist sehr gemein und oft sehr bösartig, besonders, wenn sich die Nordwinde gleich beym ersten Regenwetter einstellen; erheben sie sich hingegen erst lang darnach und nur allmählig, so sind auch diese Krankheiten viel seltner und lange nicht so gefährlich. Ueberhaupt sind die Schwarzen dem Schnupfen mehr unterworfen, als die Weisen, und stehen auch gemeiniglich mehr bey dieser Krankheit aus. Dieses, glaube ich, kömmt daher, daß sie bey ihrer Arbeit der freyen Luft, und den plözlichen Eindrücken des Nordwindes beständig ausgesezt sind: überdis gehen sie alle nackend, und die mehresten schlafen auf der blosen Erde, welche sehr feucht ist.

Das wofür man sich bey dem Schnupfen der Schwarzen am meisten zu fürchten hat, sind die Flüsse auf die Brust, welche gerne, und zwar mehrentheils wegen Verabsäumung der gehörigen Sorgfalt, nachfolgen. Bekommen viele Leute Schnupfenanfälle gleich zu Anfang des Winters, so muß man die größte Behutsamkeit anwenden, weil sie alsdenn viel gefährlicher sind, als wenn sie in der Mitte oder am Ende dieser Jahrszeit einbrechen.

Ich erinnere mich, daß zu Anfang des Winters 1768 fast alle Schwarze auf der Colonie, und eine grose Anzahl Weise Schnupfen bekommen, die größtentheils in Brustflüsse ausarteten, besonders, wo man sich nicht angelegen seyn lies, ihren Folgen vorzubauen. Sie waren damals so allgemein, daß viele Einwohner fast alle ihre Neger zugleich liegen hatten, und einen grosen Theil deselbren einbüßten. Wenn man nicht gleich beym ersten Ausbruch der Schnupfen Hülfsmittel anwendete, so entzündete sich am dritten oder fünften Tag das Brustfell oder die Lunge, und diese Entzündung wuchs schleunig. Die Mittel, welche man zu Verhütung dieser Zufälle brauchte, waren versüsende Tisanen, das Aderlassen, und Brechmittel. Sie gelangen in jedem Falle, wo sie angewendet wurden; man verband damit Ruhe und Heiterkeit des Gemüths, lies nach Befinden eine mehr oder weniger strenge Diät beobachten, und sahe besonders darauf, daß sich die Kranken der freyen Luft nicht aussezten und sowol am Tag, als bey Nacht, mehr als gewöhnlich bedeckt waren.

Die Weisen, welche einige dieser Mittel anwendeten, waren den schlimmen Folgen der Schnupfen nicht so sehr unterworfen, als die Schwarzen. Da diese leztern weder über ihre Zeit, noch über ihren Willen, noch selbst über ihre Gesundheit Herren sind, so können sie

weiter

weiter nichts thun, als was ihre Vorgesezten ihnen erlauben. Indessen gab es doch verschiedene Eigenthümer, die so viel Menschlichkeit besaßen, und ihren Vortheil so gut kannten, daß sie für ihre Sklaven alle nur mögliche Sorge trugen, und daher nicht allein weit weniger Kranke hatten, sondern auch nur eine kleine Anzahl derselben einbüßten.

Die lindernde Tisane, wovon ich gesagt habe, und welche bey der Kur das meiste ausrichtete, bestand aus einem Stück Zuckerrohr, kleinen Knospen von Avocatbaum *), und den dort wachsenden Eibich (guimauve) wozu man, wenn sie fertig war, etwas frisches Honig, oder in dessen Ermangelung gemeinen Syrup that. So bald der Schnupfen heftig wurde, und hauptsächlich, wenn eine kleine Fieberbewegung dazu kam, schritt man zu den Aderlassen. Hierauf wurden zween Gran Brechweinstein in zwey Gläsern Wasser gegeben. Dieses Mittel wirkte stark, und leerte viel Schleim und Galle aus. Zween Tage nach dem Brechmittel lies man eine gelinde Abführung nehmen, die ebenfalls von grosem Nutzen war. Brauchte man diese Mittel bey Zeiten,

*(Ist ein hoher Baum, und trägt grose Früchte, dem man den Namen Avocatbaum beygelegt hat.

Zeiten, so verhüteten sie fast immer die schlimmen Folgen der Schnupfen, welche alsdann zusehends abnahmen, und sich durch häufigen Auswurf, oft auch durch starke Schweiße, endigten.

Wurden diese Vorbauungsmittel vernachläßigt, und man sezte sich dem Nordwind ferner aus, so verwandelten sich die meisten dieser Schnupfen in Brustflüsse. Es brach alsdann, nach vorhergegangnem starken Schauer ein heftiges Fieber aus; die Hitze wuchs, der Kranke klagte brennenden Durst, stumpfen Schmerz in der Brust, oder Seitenstich. Das Athmen war schwer und mühsam, und oft ein trockner Husten vorhanden. In andern Fällen warf der Kranke stark aus, und der Auswurf war fast immer mit Blut vermischt. Der Mund war klebricht, es fand sich bittrer Geschmack, die Zunge war weiß und schleimigt: der Puls war unter allen diesen Anfällen hart, aber dabey stark und schlug oft. Alle diese Zufälle nahmen beständig zu, und waren besonders am ersten, dritten, fünften und siebenden Tag merklicher; an den gleichen Tagen war die Linderung sichtlich, der Anfall nicht so heftig, und ein Theil der Zufälle beruhigt. Fast alle Kranken entgiengen dieser heftigen Krankheit, wenn man gleich vom Anfange dienliche Hülfsmittel anwandte; dagegen giengen diejenigen zu Grund, welche sich unwissenden

den Leuten anvertrauten, oder gar nichts brauchten. Meine Behandlung hatte einen so glücklichen Erfolg, daß von allen den Patienten, die ich diesen Winter hatte, nicht ein einziger starb. Ich verordnete gleich vom Anfang eine strenge Diät, und den Gebrauch der obangeführten Tisane; war der Kranke jung und munter, so lies ich in den ersten Tagen zwey, drey, auch wol nach Erforderniß der Umstände viermal Ader: und gemeiniglich wurden dadurch die Zufälle gelinder. Hierauf gab ich zween Gran aufgelösten Brechweinstein. Da die ersten Wege jederzeit unrein waren, so wirkte das Brechmittel vortreflich, und ich gab am folgenden Tag allemal ein gelind abführend Mittel. Alle diese Mittel wendete ich aber nur in den ersten Tagen der Krankheit an. Nachher schränkte ich mich blos auf den Gebrauch der Tisane und eines ölichten Tranks mit einigen Granen Mineralkermes ein. Der Kranke nahm von diesem Trank alle Stunden einen Eßlöffel voll; dadurch wurde der Auswurf erleichtert, der Schweis befördert und der Leib offen erhalten. Eine oder die andre dieser Ausleerungen, bisweilen alle drey zusammen, brachte diese Krankheit am fünften oder siebenden Tag zu Ende.

Lies es sich mit den Kranken zur Genesung an, und das Fieber war nebst den übrigen Zufällen verschwunden, so reinigte man sie etli-

chemal mit gelinden Abführungsmitteln, und erlaubte ihnen nur leichte und verdauliche Speisen. Unter dieser Behandlung genasen die Kranken gemeiniglich eher und merklicher, als unter einer andern, und hatten, wenn sie sich schonten, selten einen Rückfall.

Nicht in allen Wintern sind die Schnupfen so heftig und gefährlich, als die hier angeführten. Blos im Jahr 1768 war einer, wo die Krankheiten unter dieser Gestalt erschienen. Gleichwol geht selten ein Winter vorbey, da nicht viele Personen in ähnliche Krankheiten verfallen, ob sie wol nicht von so wichtigen Folgen sind, und öfters ohne Arzney vergehn. Dem ohngeachtet, gehören die Schnupfen unter diejenigen Krankheiten, die man nicht gering achten darf, besonders in diesem Lande; denn ob sie gleich nicht allemal die oberwähnten Folgen haben, so stürzen sie doch nicht selten in schwere, und nur gar zu oft tödliche Krankheiten. In der That hab ich vielmal beobachtet, daß Schnupfen, die man lange Zeit vernachläßigt hatte, den Kranken die Lungensucht zugezogen. Daher starben auch jährlich viele Leute zu Cayenne an dieser grausamen Krankheit, in der sie durchaus nichts brauchen wollen, sondern sich damit entschuldigen, daß sie sich auf der Brust nicht übel befinden. Wenn sie sich auf diese Art lange Zeit einer gefahrvollen Sicherheit überlassen

haben,

haben, so sehen sie mit Schrecken, daß die Kunst kein Mittel mehr für ihre Krankheit hat. In diesem traurigen Zustand verlangen sie vergebens Hülfe, die man ihnen nicht mehr leisten kann. Ihr Uebel nimmt, anstatt sich zu verringern, täglich zu; sie werden unwillig über den Arzt, weil seine Rathschläge keinen Nutzen schaffen; sie laufen von einem zum andern, bis endlich die Mittel der Neger, denen sie sich anvertrauen, sie ins Grab stürzen.

Die, im Lande so genannten, Rheumatismen, sind heftige Schmerzen in den Gelenken und Knochen der äusern Gliedmasen, und erneuern sich allemal mit dem Eintritt des Regenwetters. Diese Krankheiten, welche bey trocknem Sommerwetter gänzlich verschwinden, entstehen sehr oft von einem venerischen Stoff, oder von einem Piansgifte. Dieses lezte ist zweifelsohne das gemeinste, besonders bey den Negern; weil man mit ihrer Behandlung nicht recht umzugehen weiß. Gleichergestalt sind die venerischen Schmerzen bey den Weisen sehr gemein; da aber das geilsüchtige Uebel gewöhnlichermasen in diesem Lande nicht sonderlich steigt, so trägt man sich oft sein ganzes Leben durch mit demselben, und bildet sich immer ein, es sey nur ein gutartiger Rheumatismus. Dem sey nun, wie ihm wolle, so bestehen die Mittel, welche man bey diesen Schmerzen anzuwenden pflegt, darin, daß man die damit

behafteten Theile so warm als möglich hält, und sie beym Dampfe von Wundkräutern in Schweis bringt. Oft reibt man auch den schmerzhaften Theil mit Ottern- oder Schlangenfett; mit einer Art Butter, welche bey den Einwohnern Quioquio heißt, und aus den Kernen des Aouara *) gepreßt wird. Diese einfachen Mittel besänftigen die Schmerzen, und schaffen den Kranken viele Linderung; unglücklicher Weiße aber ist diese Erleichterung nicht von Bestand.

Das Augenweh (ophthalmia) entsteht beynahe allezeit von den Nordwinden; doch sind diese Krankheiten nicht so durchgehends gemein; im Winter 1775 sahe ich viele Leute, die damit befallen waren: ob sie aber gleich sehr heftig zu seyn schienen, so hatten sie doch keine schlimmen Folgen, und wichen den gewöhnlichen Mitteln, als dem Aderlassen, Abführungen, und den auflösenden und etwas schmerzstillenden Augenwassern leicht.

So sind die Krankheiten beschaffen, die ich in den verschiednen Jahrszeiten bemerkt habe; man sieht, daß sie weder allzu zahlreich noch bösartig sind, und daß sie denen keineswegs gleich kommen, welche auf den andern Colonien, besonders zu Saint-Domingue herrschen, wo sie die gräulichsten Verwüstungen anrichten.

Vier-

*) Kernen eines Palmisten.

Vierter Abschnitt.

Von den Krankheiten der Weiber zu Cayenne.

Die Weiber sind überhaupt den hitzigen Krankheiten heißer Länder bey weitem nicht so ausgesezt, als die Männer. Diejenige Krankheit, welche einzig und allein die Neuangekommenen überfällt, ist so, wie die gewöhnlichen Fieber des Landes, bey ihnen weit weniger gefährlich. Man kann mit Wahrheit sagen, daß in diesen Erdstrichen unendlich weniger Weiber, als Männer, sterben, und daß sie daselbst viel länger leben. Daher findet man dort auch eine grose Anzahl Wittwen, denen oft mehrere Männer gestorben sind, dahingegen wenige Wittber daselbst angetroffen werden. Das macht, weil die Weiber von einem schwächern und zärterem Temperament sind, als die Männer; weil sie sich der Gewalt der Hitze unter diesem Himmelsstrich weit weniger, als diese, aussetzen; weil sie eine genauere und ordentlichere Lebensart führen, und endlich, weil sie nicht nöthig haben, Ausschweifungen zu begehen, welche der Gesundheit allemal nachtheilig sind. Ich habe schon bemerkt, wie gefährlich den Män-

nern die Unmäßigkeit des Beyschlafs ist; den Weibern bringt sie weniger Schaden; endlich scheinen die Weiber auch um deswillen den hitzigen Krankheiten weniger unterworfen zu seyn, weil sie natürliche und periotische Ausleerungen haben, die ihnen allein zukommen, und die Materie oder den Stof dieser Krankheiten ausführen oder vernichten.

So wie aber die Weiber den hitzigen Krankheiten dieser Erdstriche weniger ausgesezt sind, als die Männer, und daselbst länger, als diese, leben; so haben sie auf der andern Seite Unpäßlichkeiten zu erdulden, welche ihrem Geschlecht eigen sind, und sie öfters in ein sieches Leben stürzen. Ich will diejenigen durchgehen, welchen sie in diesen Gegenden unterworfen sind, vorher aber etwas von der Schwangerschaft, der Niederkunft und den Folgen der Geburt erinnern.

Ueberhaupt sind die Weiber, sowol Europäerinnen, als Creolen, in heissen Ländern nicht so fruchtbar, als in gemäßigten und kalten. Man findet sogar einige, die übrigens von guter Leibesbeschaffenheit, dabey aber doch unfruchtbar sind, und dieses entweder gänzlich; oder während einem Theil des zur Fruchtbarkeit sonst geschicktesten Alters; endlich beobachtet man auch bey denen, welche die meisten Kinder gebähren, fast immer, daß sie weit eher aufhören fruchtbar zu seyn, als in

Euro-

Europa. Nicht etwa, daß man zu Cayenne gegen die zu diesem geheimnißvollen Werk erforderliche Handlung gleichgültiger sey, als anderwärts, vielmehr vereinigt sich alles, sowol bey Manns als Weibspersonen, die Freuden der Liebe lebhafter und wünschenswerther zu machen. Aber die wahre Ursache dieser Unfruchtbarkeit liegt in den grosen Ausschweifungen der Männer, und in den Unordnungen, welche sich gemeiniglich in den periodischen Ausleerungen des andren Geschlechtes finden: übrigens ist auch die beständige Feuchtigkeit der Gebährmutter bey manchen Weibern eine der wichtigsten Ursachen ihrer Unfruchtbarkeit.

Die Schwangerschaften sind in heißen Ländern mit wenigen Zufällen verknüpft; die Weiber nehmen gemeiniglich gar wenig Rücksicht auf ihren Zustand, und die unzeitigen Geburten sind daselbst sehr selten: ja, man sieht eine grose Zahl während der Schwangerschaft einer bessern Gesundheit, als zu andern Zeiten, genießen; besonders, wenn sie dem Magenweh und Erbrechen, welche so häufig in Europa vorkommen, nicht unterworfen sind.

Die europäischen Weiber, welche schon schwanger sind, wenn sie in diesen Gegenden ankommen, oder es werden, ehe sie die Krankheit des Landes überstanden haben, müssen sich

weit mehr, als andre, in Acht nehmen, dami sie die Zufälle dieser Krankheit, falls sie während der Schwangerschaft in dieselbe verfallen, vermeiden. Gemeiniglich sind die Weiber, die sich in diesem Zustand befinden, in den ersten Monaten wohl auf, und die Krankheit bricht oft gegen den siebenden, achten oder neunten Monat aus: alsdann erfolgt die Niederkunft allemal während dieser Fieber, und wenn dieses nicht vor dem siebenden geschieht, ist das Kind gemeiniglich am Leben.

Die Niederkunften sind in heißen Ländern, und besonders in Cayenne, viel leichter und von weit wenigern Folgen, als in gemäsigten Gegenden; man findet sogar nur höchst selten Umstände, welche diese Verrichtung schwer und mühsam machen. In Zeit von zwölf Jahren, da ich mich in diesem Lande aufgehalten habe, war ich nur dreymal genöthigt, mich der Zange (forceps) zu bedienen. Die Raserey, mit welcher einige Leute die Geburten beschleunigen wollen, (indem sie eine grose Menge Handgriffe anwenden, welche oft für Mutter und Kind gefährlich werden) macht sie schwerer, als sie an und für sich seyn würden; daher ermangelt man auch nicht, sie für mühsame Geburten auszuschreyen, obgleich die Kräfte der Natur allein zu ihrer Beendigung hinreichend gewesen seyn würden.

Hat

Hat eine Frau ihr Kind geboren, so muß man sich mit Förderung der Nachgeburt nicht übereilen; es müßte denn ein sonderlicher Umstand die Beschleunigung derselben heischen: man beschäftige sich mit dem Kinde, unterbinde und schneide, nach der im Abschnitt vom Tetanus angegebnen Art, die Nabelschnur ab. Gebe es alsdann jemanden, der es in ein Handtuch einwickle, bis man mit der Mutter vollends zu Stande gekommen ist: das übrige verrichtet man auf die gewöhnliche Weiße. Folgt die Nachgeburt nicht sogleich, so überläßt man der Natur das Geschäfte, und sucht nicht zu emsig, sie bey der Nabelschnur anbey zu ziehen, wie viele Leute zu verfahren pflegen. Die Negerinnen besonders halten viel auf diesen Gebrauch; es geschieht oft, daß sie durch ihr stärkeres oder schwächeres Ziehen einen Theil des Mutterkuchens abreissen. Bisweilen reißt die Nabelschnur, und es erfolgen grose Blutstürze, dem diese Art Hebammen nicht zu begegnen wissen, und die Frau geht drauf, wenn man ihr nicht schleunig zu Hülfe eilt. Gar vielmal bin ich zu Weibern gerufen worden, denen man die Nabelschnur ab- und einen Theil des Mutterkuchens losgerissen hatte, so gros war die dabey angewendete Gewalt gewesen; in diesem Fall war beträchtlicher Blutverlust zugegen. Ich gieng bey so bewandten Umständen mit meiner Hand in die

Gebährmutter, löste den Mutterkuchen ab, indem ich sämmtliche an einander gedrückte Finger zwischen die angewachsne Seite des Mutterkuchens und die innre Oberfläche der Gebärmutter brachte, wobey ich den Rücken der Hand nach der Seite dieses Eingeweides hielt, und also aus meiner Hand eine, von vielen Schriftstellern vorgeschriebne, Art Löffel machte. So bald der Mutterkuchen abgelöst war, leitete ich ihn nach den Muttermund, indem ich ihn blos mit den Fingerspitzen vest hielt, meine Hand, so viel möglich, ausstreckte, und ihn dergestallt nach dieser Oefnung zog, um mir die Erweiterung, worin sich der Muttermund alsdann befindet, zu Nutze zu machen. Ist der Mutterkuchen einmal heraus, so zieht sich die Gebärmutter nach und nach zusammen, verschließt die erweiternten Gefäse, durch welche das Blut auslief, und so verliert sich das Blyten in sehr kurzer Zeit. Ob gleich viele dieses Mittel verachten, weil sie glauben, es sey zu Stillung der Blutflüsse unzureichend; so ist es doch das einzige, dessen ich mich bedient habe, und wobey ich allemal ausserordentlich wohl gefahren bin. Daher glaube ich auch, daß man bey ähnlichen Vorfällen sehr wohl thun wird, wenn man das nemliche anwendet.

Die Folgen der Niederkunft sind von kurzer Dauer und ohne sonderliche Gefahr, besonders

ders wenn die Mutter ihr Kind selbst stillt. Die Ausleerungen, welche gewöhnlich nach der Geburt folgen, sind in den meisten Fällen gering, und fließen nur wenige Tage; ich habe sogar viele Weiber gesehen, bey welchen sich die Reinigung schon am dritten oder vierten Tage stopfte, ohne daß das mindeste Schlimme daraus folgte; daher gab ich mir auch keine Mühe, sie wieder herzustellen, ob es gleich oftmals sowol die Kranke, als die Umstehenden in Verwunderung sezte, weil sie eine solche Verstopfung für einen höchst gefährlichen Zustand hielten: er ist aber dieses eigentlich nur alsdann, wann er mit heftigen Zufällen begleitet ist.

Eben so wenig hat auch bey den Weibern in diesen Gegenden das Aufschwellen der Brüste zu bedeuten, welches am zweeten oder dritten Tag erfolgt; stillen sie ihre Kinder nicht selbst, so dauret es vier bis fünf Tage, und vergeht in kurzem, oft ohne, daß man etwas dabey braucht. Es giebt aber doch Weiber, die so grose und volle Brüste haben, daß man darauf bedacht seyn muß, den daher etwa zu befürchtenden Uebeln vorzubeugen. Ueberhaupt haben Weiber von starker und harter Leibesbeschaffenheit, und brauner Farbe, viel mehr Milch als die Blonden, die ein schwaches und zärtliches Temperament haben. Eben so verhält es sich mit der Reinigung nach der

Geburt,

Geburt, welche bey starken und kraftvollen Weibern häufiger und von längerer Dauer ist, als bey andern, die sich im entgegen gesezten Zustand befinden. Die Mittel, die man gemeiniglich bey solchen gebraucht, die viel Milch haben, um diese, wenn sie ihre Kinder nicht selbst stillen, zu vertreiben, bestehn darin, daß man sie vor allem Luftzug verwahrt, ihnen ein genaues Verhalten empfiehlt, und eine den Urin gelind treibende Tisane, wo man in jedes Maas *) einen Scrupel vitriolisirten Weinstein auflöst, trinken läßt.

Liefen die Brüste in den ersten Tagen zu stark an, und schmerzten, so müßte man sie durch ein kleines Negerkind aussaugen lassen, oder auch durch eine Negerin, welche die Milch, so oft sie den Mund voll hätte, in eine Schüssel ausspiee. Sind die Brüste einmal ausgeleert, so hat man selten nöthig, dieses zu wiederholen. Die Menge der unmerklichen Ausdünstung und des Schweißes verzehrt in kurzen einen Theil dieses Saftes, und verhindert ihn, sich nach den Brustdrüsen zu ziehen, so bald man nicht mehr saugen läßt: endlich fallen die Warzen zusammen, nehmen ihre alte Gestalt wieder an, und die Frau hat alles überstanden.

Es

*) Ohngefehr 2 Pfund.

Es trägt sich bisweilen zu, daß die Weiber niederkommen, wenn sie an einem hitzigen Fieber darnieder liegen, oder diese Fieber finden sich auch wol kurz nach der Geburt ein; dieser Fall ist oft mit sehr schweren Umständen verknüpft, und erfordert von Seiten des Arztes die gröste Vorsicht.

Gemeiniglich erfolgt die Niederkunft am fünften oder siebenden Tage dieser Fieber, und sobald sie vorbey ist, hört auch ein bis zween Tage das Fieber mit seinen Zufällen gänzlich auf. Leute, die in der Sache nicht wohl unterrichtet sind, glauben, die Krankheit sey nun geheilt; indessen lehrt die Erfahrung, daß in diesem Fall das Fieber mit seinen Zufällen nur auf eine kurze Zeit aussezt, dergestalt, daß, längstens am dritten Tag, eins mit den andern mit viel gröserer Heftigkeit, als anfänglich, wieder ausbricht. Die Haut der Kranken wird gemeiniglich trocken und brennend heiß, die Verstands-Verwirrung hält fast beständig an, der Leib ist hart und gespannt, die Reinigung der Gebärmutter stopft sich gänzlich, u. s. w. Das beste Mittel, das man in diesem Fall anwenden kann, und welches mir allemal geglückt hat, ist der Brechweinstein, in vielem Wasser aufgelößt, und in kleinen Dosen so lange gegeben, bis er hinlänglich durch den Stuhl abgeführt hat. Ob nun dieses wirksame Mittel gleich von wahren Kunstverständi-

ständi-

ständigen in ähnlichen Fällen empfohlen wird, so glauben doch Leute, die von Vorurtheilen eingenommen sind, daß es gefährlich und tödlich sey. Je älter die Vorurtheile sind, desto mehr Macht gewinnen sie, und desto schwerer sind sie auszurotten; bey vielen ist schon dieses, daß sie ein gewisses Mittel niemals haben brauchen sehn, hinreichend, sich überzeugt zu halten, daß es nichts anders, als Schaden thun kann.

Ob nun gleich das Brechmittel, wenn ich es in diesen Fällen verordnete, immer den besten Erfolg hatte, so wurde ich demohngeachtet für einen Verwegnen ausgeschrieen, der die Weiber in die größte Lebensgefahr stürzte. Wenn demnach der Brechweinstein hinlänglich abführt, so läßt gemeinialich das Fieber mit seinen Zufällen nach; man muß alsdann den Leib durch Clystiere und gelinde Abführungen offen halten, die Kranke blos mit einer Kräutersuppe nähren, und ihr eine harntreibende Tisane fleißig trinken lassen: zu den abführenden Mitteln sezt man Fieberarzneyen, besonders die Fieberrinde, welche in diesen Umständen allzeit Nutzen schafft.

Es geschieht in diesen Fällen selten, daß die Reinigung gänzlich wieder hergestellt wird. Ist das Fieber in den ersten Tagen heftig und der Kopf zu stark angegriffen, so muß man, wenn man den Brechweinstein nicht auf vorbeschriebne

beschriebne Art brauchen kann, und die Gegend der Gebärmutter gespannt, schmerzhaft und entzündet ist, am Arm; im Gegentheil, wenn keiner von diesen Umständen zugegen ist, am Fus Ader gelassen werden.

Die gewöhnlichsten Frauenzimmer Krankheiten in heissen Ländern, und besonders zu Cayenne, sind der weise Fluß, und die Vorfälle der Gebärmutter.

Der weise Fluß findet sich bey dem größten Theil Weibspersonen, sogar im zärtesten Alter; und man muß zum Theil dieser Unpäßlichkeit die Ursache zuschreiben, warum in diesen Gegenden die Unfruchtbarkeit gewöhnlicher ist, als in gemäsigten oder kalten.

Die Unordnung, welche sich fast bey allen Weibspersonen in ihrer monatlichen Reinigung findet, kann als die wahre Ursache des weisen Flusses, wovon hier die Rede ist, angesehen werden; es ist in der That etwas seltnes, zu Cayenne weise oder schwarze Frauenzimmer zu finden, die ihre Zeit so ordentlich haben, als die Europäerinnen; und auch bey diesen lezten ist es ausgemacht, daß, sobald sie in heiße Länder kommen, sie in die nemliche Unordnung gerathen.

Der weise Fluß ist nicht die einzige Krankheit, welche aus einer in Unordnung gerathnen monatlichen Zeit entspringt; es giebt noch weit mehrere, die davon herrühren; da

sie

sie aber ins Unendliche verschieden sind, so ist es nicht wohl möglich, sie alle einzeln durchzugehn; ich werde mich also hier blos bey dem weisen Fluß aufhalten.

Jedermann weiß, daß dieser widernatürliche Ausfluß auch bey solchen Frauenzimmern statt finden kann, die ihre Zeit ordentlich halten, besonders, wenn sie noch jung sind; ich habe sogar viele gekannt, die damit blos die sieben oder acht Tage, welche auf die Monatszeit folgen, behaftet waren; größtentheils aber haben diejenigen, die ihm unterworfen sind, ihre Zeit entweder gar nicht mehr, oder wenigstens an dessen Statt nur ein mit Blut vermischtes Aussickern, welches wenig Tage andauert. Man weiß ausserdem, daß es sehr leicht ist, diesen Ausfluß mit einem andern zu verwechseln, welcher von einem geilsüchtigen Uebel entsteht und unterhalten wird. Und eben dieses geschieht sehr häufig in heißen Ländern, besonders unter den Negerinnen, welche wenigstens eben so oft den bösartigen, als den gutartigen weisen Fluß haben. Es ist sowol für rechtschaffene Frauenzimmer, als für die Aerzte ein Unglück, daß es keine gewisse Zeichen giebt, durch welche man diese beyden Krankheiten von einander unterscheiden kann; denn, so vorsichtig man auch zu Werk geht, betrügt man sich doch immer, besonders, wenn die Weibspersonen sich der List bedienen,

wodurch

wodurch sie die eine dieser Krankheiten bemänteln können.

Der weise Fluß geht bey einer grosen Anzahl Cayennischer Weiber so stark ab, daß sie sich genöthigt sehen, die Wäsche an einem Tag mehrmalen zu wechseln; dieser ausserordentliche Verlust macht sie sehr schwach, und versezt sie in den Zustand einer grosen Mattigkeit und äusserster Magerheit. Ihre Gesichtsfarbe ist bleich und schwärzlicht; bald haben sie Verstopfungen, bald fangen sie an zu schwellen, und öfters fallen sie noch zulezt in die Wassersucht. Alle vorgemeldeten, von diesem Ausfluß herrührenden Uebel, werden nur bey Weibern, die ein gewisses Alter erreicht, und schon Kinder gehabt haben, so merklich, und zu einer solchen Stärke gebracht; denn solche, die noch jung, auch niemals niedergekommen sind, haben ihn niemals in so groser Menge. Das gröste Uebel, welches er bey diesen lezteren verursacht, ist die Unfruchtbarkeit, welche fast allemal eine Folge davon ist.

Alle Aerzte stimmen überein, daß diese Krankheit eine längere Zeit zur Kur erfordere, als andere, und daß sie selbst schwer zu heilen sey. Aus dieser Rücksicht geschieht es ohne Zweifel, daß die Cayennischen Frauensleute sich niemals an Kunstverständige, sondern an Neger wenden, von denen viele versichern, daß sie zuverläßige Mittel zur Heilung dieses

Uebels haben. Die meisten dieser Mittel sind stark zusammenziehende (adstringentia); mit diesen glückt es ihnen bisweilen, den Fluß zu stillen; aber eben diese Stopfung verursacht meistentheils gefährliche Zufälle; ich bin gar oft zu Weibern gerufen worden, die theils starke Entzündungen an der Gebärmutter, theils Eyterbeulen, Geschwüre, scirrhöse Verstopfungen dieses Eingeweides hatten; und alle diese Krankheiten waren der Erfolg von Anwendung eines oder des andren obiger Mittel.

Es ist gewiß, daß dieses, an allen Arten Produkten so reiche Land, eine so grose Menge Pflanzen enthält, welche zur Heilung vieler Krankheiten dienen könnten, wenn sie von verständigen und zu Untersuchung ihrer wahren Heilkräft geschickten Leuten angewendet würden. Eine gewisse Pflanze, die zu Cayenne unter den Namen wildes Basilienkraut (basilic sauvage) bekannt ist, weil sie, nach dem äussern Ansehn, viele Gleichheit mit den Europäischen kleinen Basilienkraut (ocimum seu basilicum minimum) hat, verdient ihrer besondern Eigenschaften wegen die gröẞte Aufmerksamkeit. Wenn man dieselbe mit gehöriger Vorsicht im weisen Fluß braucht, so heilt sie denselben allezeit; auch ist sie ein specifisches Mittel gegen den Saamenfluß*). Daher

*) Es erhellet aus folgendem, daß der Verfasser den

her haben die Neger, die sämmtlich diese Pflanze kennen, und einen sehr schlimmen Gebrauch davon machen, ihr den Namen Jemenfou gegeben, wodurch sie sagen wollen, daß sie mittelst ihrer Kraft aller Zufälle spotten. Herr Duchaßi, alter Officier und Einwohner dieser Colonie, lehrte mich diese Pflanze schon im Jahr 1766 kennen; ich brauchte sie von der Zeit an aufs fleißigste, und habe mich überzeugt, daß sie im weisen Fluß mehr, als irgend eins aller andern bekannten Mittel, wirkt. Anfänglich lies ich, nach der Methode, die mir von diesem Einwohner angegeben wurde, den ausgepreßten Saft früh nüchtern brauchen, und die Personen, bey welchen ich die ersten Versuche machte, genasen dadurch vollkommen: man findet einige dieser Beobachtungen im medicinischen Tagebuch, im Heft des Monats Junius 1770 aufgezeichnet. Seit dieser Zeit habe ich dieses Mittel häufiger angewendet, und durch Erfahrung gelernt, daß eine blose Abkochung des Stengels und der Blätter beynahe die nemliche Wirkung leistet, als der ausgepreßte Saft, mit diesem einzigen Unterschied, daß man hievon eine grösere Menge nehmen, und länger Zeit davon Gebrauch machen muß.

den bösartigen, geilsüchtigen Saamenfluß, Tripper, versteht.

Das wilde Basilienkraut darf nicht eher gebraucht werden, als wenn man die Kranken durch die allgemeinen Mittel vorbereitet hat, und mit diesen muß kürzere oder längere Zeit angehalten werden, je nachdem der weise Fluß jünger oder älter, sparsamer oder häufiger ist; die Kranke ihr Monatliches noch hat, oder diese Ausleerung gänzlich unterdruckt ist; die Feuchtigkeit des weisen Flusses, Jücken und Reiz verursacht, und die natürlichen Theile mehr oder weniger wund macht; endlich, je nachdem die Schmerzen der Nieren und Gebärmutter beträchtlich sind, und dieses leztere Eingeweide verstopft ist. Alle diese Umstände sind, jeder für sich, Bewegungsgründe, in der Behandlung auf verschiedene Art zu verfahren.

Die allgemeinen Mittel, welche sich für die Weiber, als eine Vorbereitung zum Gebrauch des wilden Basilienkrauts am besten zu schicken scheine, sind lauwarme ganze und halbe Bäder, verdünnende und eröffnende Arzneyen, welche man aber lange Zeit fortsetzen muß, und gelinde Abführungen, die wenigstens alle vier bis fünf Tage wiederholt werden müssen. Während diesen Vorbereitungen darf die Kranke nichts, als gelinde, leichte, und, so viel möglich, saftige Speisen geniessen; sie muß sorgfältigst alle gesalzene, grobe und unverdauliche vermeiden; auch ihre Leidenschaf-

denschaften nach allen Kräften zu bezähmen suchen, u. s. f. Ist diese Vorbereitung eine hinlängliche Zeit geschehen, so verordnet man von der Abkochung des wilden Basilienkrauts zwey Gläser früh nüchtern, und eben so viel gegen Abend, vier Stunden nach der Mittagsmahlzeit. Man hält mit diesem Mittel sehr lange Zeit an, denn vor drey oder vier Monaten ist keine vollkommene Heilung möglich. Es ist wesentlich nöthig, beym Gebrauch dieses Mittels gelindeste Abführungen zu gebrauchen, und sich bis zur vollkommenen Genesung verdünnender und versüssender Dinge zu bedienen. Ich habe in vielen Fällen die Milch verordnet, und sie hat mir immer von guter Wirkung geschienen: die Ziegenmilch verdient den Vorzug vor allen andren.

Die Kräfte des wilden Basilienkrauts schränken sich nicht blos auf die Heilung des weisen Flusses ein; ich habe es auch zur Cur innerlicher Geschwüre sehr dienlich befunden, und mehrmalen mit bestem Erfolg bey Geschwüren der Gebärmutter und Harnblase gebraucht. Man muß aber vorher die andern diesen Krankheiten angemeßnen Mittel anwenden, so daß bey dem Geschwüre nichts weiter erfordert werde, als es auszutrocknen. Auch darf man nicht unterlassen, den Gebrauch desselben noch eine Zeit lang nach der Heilung, und so lang fortzusetzen, bis die Narbe Zeit gewonnen hat,

sich vest zu schliessen, damit man nicht Gefahr laufe, das Geschwür von neuem aufbrechen zu sehen, welches verschiednen ungeduldigen Personen widerfahren ist, welche dieses Mittel aussezten, sobald der eyterige Ausfluß nachgelassen hatte. In dem Falle, daß die Heilung dieser Krankheiten langwierig und beschwerlich wäre, kann man die Abkochung dieses Kraut als Einspritzung anwenden, so daß man dieselbe, die ersten Tage über, nur leicht macht, hernach aber stufenweiße vermehrt. Wenn man diese Einspritzungen täglich zwey- bis dreymal wiederholt, so leisten sie in den Geschwüren sowol der Gebärmutter als der Harnblase gleich grosen Nutzen; ich habe mich ihrer in beyden Fällen mit Nutzen bedient.

Ich habe schon gesagt, das wilde Basilienkraut sey vortreflich zur Heilung der Saamenflüsse; ich füge hier noch hinzu, daß es sie beynahe allezeit, auch ohne Beyhülfe eines andern Mittels heilt; und so brauchen es die Neger, Negerinnen und selbst viele Weise. Indessen kann diese Art, besagte Krankheit zu heilen, nicht anders als höchst zweifelhaft und verdächtig seyn, weil unsre Pflanze das Gift nicht ausrottet, sondern blos den Ausfluß stopft, und die kleinen Geschwüre des Harngangs vernarbet. Daher darf man sich auch nicht wundern, wenn man bey einer Menge Negern und Weisen, besonders aber Creolen,

welche

welche diese Pflanze nur zu oft mißbrauchen, höchst verderbte Säfte findet. Will man also das Basilienkraut in den Saamenflüssen auf die geschickteste Art brauchen, so muß man diejenigen Mittel vorausschicken, welche die Entzündung dämpfen, und die Geschwüre des Harngangs reinigen. Wenn der Kranke wenig oder gar keinen brennenden Schmerz mehr fühlt, wenn die nächtlichen Erectionen nachgelassen haben, und die ausfließende Materie weis, weder zu dick noch zu dünne ist, so kann man dieses Mittel als Tisane brauchen lassen; der Kranke muß davon früh Morgens und Nachmittags trinken: anfänglich giebt man sie ganz schwach, und vermehrt nach und nach die Dose des wilden Basilienkrauts, so lange, bis die Krankheit gänzlich vorüber ist. Oft erfolgt nach acht- oder zehntägigem Gebrauch dieses Mittels eine vollkommne Heilung; manchmal aber muß man es eine viel längere Zeit fortsetzen, besonders bey denjenigen, die dergleichen Krankheiten mehrmals gehabt, oder auch sie vernachläßigt haben, und bey denen dieser Ausfluß schon etwas sehr altes ist.

Nebst allen diesen Tugenden des wilden Basilienkrauts schreibt man ihm auch noch die Kraft zu, der Erschlappung und Vorfall der Gebärmutter abzuhelfen, welches in Cayenne eine sehr gewöhnliche Krankheit ist, den Kunstverständigen aber niemals unter die Hände

 kömmt,

kömmt, weil man sich an diese nur alsdann wendet, wenn schlimme Folgen dazu schlagen, oder die Gebärmutter gänzlich vorfällt.

Ueberhaupt sind die Negerinnen dem Vorfall der Gebärmutter unendlich mehr ausgesezt, als die Weisen; die Ursache davon ist ganz klar: erstlich werden sie zu beständigen Arbeiten angehalten, und die verschiedentlich starken Anstrengungen, denen sie hierbey unterworfen sind, nöthigen dieses Eingeweide, aus seiner Lage heraus zu gehen: demnächst aber liegt die Hauptursache in der Ungeschicklichkeit ihrer Geburtshelferinnen, die durch ihre falschen Handgriffe diesen Zufall mehrentheils zu Wege bringen; man bemerkt auch wirklich, daß die meisten Negerinnen nur erst nach mehrern Niederkunften darein verfallen.

Es sind gemeiniglich alte, hie und da in den Wohnplätzen verstreute Negerinnen, welche den Ruf haben, sich auf die Kur dieser Krankheiten gut zu verstehen. Wenn eine Negerin diesen Zufall bekömmt, so zeigt sie es ihrem Herrn an, und bittet ihn um Erlaubniß, sich zu dieser oder jener Negerin in die Kur begeben zu dürfen. In diesem Punkte geschehen unzählige Mißbräuche, besonders, weil einige Einwohner ihre Erlaubniß nur allzu leicht geben. Ich habe sehr oft junge Negerinnen von zwölf bis dreyzehn Jahren über die Mutterkrankheit, (denn so nennen sie diese Krank-

heit) klagen hören, ohne daß sie jemals Kinder gehabt hatten; und diese vorgegebne Mutterkrankheit (mal de matrice) besteht oft in unreinen Saamenflüssen, Geschwüren oder Beulen; wenn man ihnen dann Erlaubniß ertheilt, so begeben sie sich in die Cur dieser alten Negerinnen, welche die Krankheit sorgfältig verschweigen, und die geilsüchtigen Zufälle, so gut sie können, vertreiben; die junge Negerin kömmt hierauf wieder zu ihrem Herrn zurück, und giebt sich für vollkommen geheilt aus, obgleich alle ihre Säfte noch von einem geilsüchtigen Gift angesteckt sind, welches sie bey der ersten Gelegenheit aufs neue vermehrt: daher kömmts, daß sie meistentheils Krankheiten haben, die unter allen nur erdenklichen Gestalten erscheinen und fast allezeit jede Hülfe der Kunst verspotten.

Nicht alle Einwohner ertheilen so leicht ihren Negerinnen Erlaubniß, sich von der Mutterkrankheit heilen zu lassen, weil sie die hierunter obwaltenden Mißbräuche zum Theil eingesehen haben, und deswegen klügere und vorsichtigere Maasregeln nehmen. Wenn eine Negerin sich bey ihnen über diese Krankheit beschwert, so schicken sie sie erst zu ihrem Wundarzt, der sie untersuchen muß, und nach seinem erstatteten Bericht fassen sie ihren Entschluß.

Der Mittel, welche die alten Negerinnen brauchen, um die Erschlappung und Vorfall der Gebärmutter zu heilen, giebt es eine grose Menge: sie verordnen innerlich Tisanen, auch wohl den ausgepreßten Saft gewisser Pflanzen; sie brauchen vielerley topische Mittel, sowol auf den Leib, in der Gegend der Gebärmutter als in der Mutterscheide. Unter den Pflanzen haben mir bey diesen Umständen der wilde Corossol *) und Basilienkraut, dessen kurz vorher gedacht worden, die wirksamsten geschienen. Man braucht das erste in Ueberschlägen, (cataplasma) oder auch in einer starken Abkochung, womit man die erschlapten Theile öfters bähet, auch damit ein Bäuschgen anfeuchtet, und solches so tief als möglich in die Mutterscheide bringt. Bisweilen siedet man auch die Blätter dieses Baums mit Wein an, und verfährt damit, wie mit der gemeinen Abkochung: ich habe es solchergestallt zum Einspritzen in die Gebärmutter gebraucht, und guten Erfolg davon gesehn. Das wilde Basilienkraut wird ebenfalls als ein topisches Mittel angewendet, man macht aber davon noch ausserdem eine Tisane, oder giebt auch den ausgepreßten Saft, und diese lezte Art, da man ihn innerlich verordnet, hat in gegenwärtigem Falle, vor allen übrigen unendliche Vorzüge.

Ausser

*) Annona Linn. aber welche Art?

Ausser den jezt gemeldeten Pflanzen haben die Negerinnen noch eine Menge anderer, die sie aber so geheim halten, daß man sie nicht leicht ausforschen kann; über dieses bedienen sie sich verschiedner Handgriffe, wodurch sie ihren unglücklichen Patientinnen viele Schmerzen verursachen, und sie öfters noch kränker machen, als sie vorher waren: daher diese auch gemeiniglich, nachdem sie drey bis vier Monate unter den Händen dieser Pfuscherinnen gewesen sind, in dem nemlichen Zustand, worin sie vor ihrer Hinreise waren, und oft noch kränker von ihnen zurückkommen. Ob nun dieses gleich ausgemachte Wahrheiten, und eine grose Anzahl Leute so gut davon überzeugt sind, als ich selbst, so setzen doch viele Einwohner, besonders die Creolen, allemal mehr Vertrauen in diese Leute, als in Kunstverständige, welche sie bey diesen Krankheiten niemals zu Rathe ziehen.

Fünfter Abschnitt.

Von den Krankheiten, die kleinen Kindern zustoßen.

Es giebt vielleicht kein Land, wo es so schwer hält, Kinder gros zu ziehen, als in Cayenne;

enne; sie sind dort so vielen Krankheiten ausgesezt, daß es etwas seltenes ist, wenn einige dieselben überstehen; daher thun auch viele Einwohner ihr möglichstes, sie in der zärtesten Jugend nach Frankreich zu schicken, wo sie erzogen werden, und nicht eher zurückkehren dürfen, als bis sie das mannbare Alter erreicht haben

Die Krankheit, welche von jeher die meisten weisen und schwarzen Kinder aufgerieben hat, besteht in Convulsionen. Kaum sind sie aus dem Schoos ihrer Mutter an das Tageslicht gekommen, so fallen sie schon in Menge in einen spasmodischen Zustand, der ihnen nach und nach die Kinnbacken zusammen schnürt, und ihren ganzen Körper so steif, als eine eiserne stange macht; diese Krankheit, die man den Kinnbacken-Zwang (mal de machoire) nennt, überfällt sie blos in den neun ersten Tagen nach ihrer Geburt, so wie man in der Abhandlung über den Tetanus sehen kann. Ist dieser unglückliche Zeitpunkt einmal vorüber, so sind die Kinder dieser Starrsucht nicht mehr unterworfen; dagegen finden sich in allen ihren Krankheiten gemeiniglich convulsivische Bewegungen ein, die nur deswegen nicht allemal so schlimme Folgen, als der Kinnbacken-zwang haben, weil sie nur nach gewissen ruhigen zwischenzeiten wiederkommen, und also Zeit lassen, solche Arztneyen zu gebrauchen, die

ihre

ihre vermuthlichen Ursachen haben können; denn diese Convulsionen schlagen sich mehrentheils zu einer andern Krankheit, die sie durch ihre Verwickelung allemal gefährlich machen. Deswegen sind den Kindern von ihrer Geburt an, und bis sie das neunte oder zehnte Jahr erreicht haben, die Faul- und Wundfieber, die krebsartigen und Eytergeschwüre am Hals und an den Mandeln, wie auch die beym Zahnen gewöhnlichen Zufälle gefährlich. Unter allen diesen Krankheiten sind, Zweifels ohne, die Fieber die gemeinsten, und wegen der leicht dazu schlagenden Verwickelungen die gefährlichsten. Es ist in der That eine Seltenheit, wenn die Faul- oder Wundfieber der Kinder nicht mit heftigen Convulsionen verknüpft sind; und so wie dieser Zufall vor andern am meisten schrekt, so tritt er öfters mit den ersten Fieberanfällen ein, und kehrt mit denselben, bis zu Ende der Krankheit, ziemlich genau zurück.

Die Ursache der grosen Anzahl Fieber, welche den Kindern zustosen, und besonders der ausserordentlichen Menge Würmer, die sich in ihren Körpern erzeugen, liegt zuverläßig in der wenigen Sorgfalt, welche man für ihre Nahrung trägt; denn ausserdem, daß man ihnen alle, obwol schädliche, Nahrungsmittel zuläßt, läßt man sie auch durch junge Negerinnen ausführen, die ihnen alle nur mögliche Früchte zu essen gestatten, theils, damit sie sol-

che selbst nach Gefallen geniesen können, theils, daß sie ihren Ausschweifungen gemählich nachhängen können, ohne vom Kindergeschrey gestört zu werden; ausserdem ist auch, bey diesen kleinen Wesen, die erste Nahrung, welche man ihnen zu geben pflegt, eine unvermeidliche Quelle vieler Uebel. Fast alle weise Weiber zu Cayenne haben es an der Art, ihre Kinder von Negerinnen saugen zu lassen; schwerlich aber kann die Milch dieser Weiber, deren Sitten, Gewohnheiten, Lebensart, Uebungen, körperliche Beschaffenheit, und Temperament so verschieden von den unsrigen sind, einige Gleichheit mit der Milch der Mutter, deren Kind sie zu stillen übernehmen, haben: übrigens mag man sich so viele Mühe geben, als man will, Negerinnen auszufinden, die recht gesund sind, und sich vollkommen wohl befinden, so wird man doch selten welche antreffen, die nicht in ihrem Blute den Stoff einer von denen ihnen gewöhnlichen Krankheiten haben sollten. Ich selbst habe einige gesehn, die, so lang sie weise Kinder stillten, fett waren, und der bestmöglichsten Gesundheit zu geniesen schienen; wenn sie aber diese Kinder entwöhnten, bekamen sie vom Kopf bis zu den Füßen Geschwüre, klagten über anhaltende Gliederschmerzen, und geriethen endlich in einen so traurigen Zustand, daß alle Hülfsmittel vergeblich waren. So gewöhnlich aber diese Beyspiele

spiele in Cayenne sind, so haben sie doch die Gemüther der dasigen Mütter noch nicht dahin bringen können, ihre Kinder selbst zu stillen. Dieser Gegenstand, gegen welchen man sich in allen Ländern der Welt auflehnt, ist dennoch für die Bevölkerung von der größten Erheblichkeit; aber, wird man mir hier einwenden, die Negerinnen sind vortrefliche Ammen; die Kinder, welche sie stillen, sind gemeiniglich dick und fett und befinden sich wohl auf: dieses nun hat beynahe in allen Fällen seine Richtigkeit, die Ursache davon aber ist folgende. Sobald eine Negerin zur Amme bestimmt ist, nimmt sie der Vater des Kindes zu sich ins Haus, nun ist sie von aller Arbeit, und selbst von der Sorge für ihre Familie, wenn sie welche hat, befreyt; man sorgt für ihre kleinsten Bedürfnisse, und giebt ihr, so viel möglich, die beste Nahrung, sie hat oft zu ihrer eignen Bedienung eine junge Negerin, und man sagt ihr nicht das mindeste, das ihr unangenehm seyn könnte. In diesem Zustand nimmt sie zu und wird mehrentheils dick und stark, denn alles legt ihr zu, weil sie sich weder um das Vergangne, noch um die Zukunft bekümmert; ihre Milch ist fett, voller nahrhaften Theile, und wirkt bey dem Kinde das nemliche, was die gute Nahrung bey ihr wirkt; so, daß das Kind von dem vielen Fett oft ganz verstellt wird: bey allen diesen guten und nahrhaften

Eigen-

Eigenschaften aber enthält diese Milch nichts destoweniger oft den Stoff der vorhin gedachten Krankheiten. Daher kömmt es, daß man, bey genauer Beobachtung des fernern Verlaufs bey solchen von Negerinnen erzognen Kindern, sieht, daß sie kurz nach der Entwöhnung zusehends abnehmen; so wie sie heranwachsen, ändert sich ihr Temperament; sie werden schwach und kraftlos, fallen von einer Krankheit in die andre, und erliegen unter diesen nur allzuoft.

Nichts würde also für das Leben und die Gesundheit der Kinder wesentlicher seyn, als wenn sie mit der Milch ihrer eignen Mutter erzogen würden. Einige Damen zu Cayenne haben so viel Zärtlichkeit gehabt, diese ihnen von der Natur aufgelegte Pflicht zu erfüllen; möchte doch ihrem Beyspiel von allen Weibern nachgeahmt werden! Denn, ausser dem Nutzen, den diese Nahrung dem Kinde verschaft, würden sie selbst bey weitem nicht so vielen Ungemächlichkeiten ausgesetzt seyn, welche durch die Stockung der Milch in den Brüsten, und durch ihr Zurücktreten in die Masse der Säfte verursacht werden. Ausserdem sollte man bey Kindern, die noch an der Brust trinken, nicht gestatten, daß ihnen Brey von Mehl, Pataten, Tayoven, Igname *) u. d. gl.

*) Sind Wurzeln, die viele Aehnlichkeit mit den Erd-

u. d. gl. gereicht würde. Diese Nahrungsmittel sind höchst unverdaulich, und erzeugen viele Säure. Die einzige Speise, die sie vertragen können, wenn ihre Verdauungswerkzeuge einige Stärke und Vollkommenheit zu ihren Verrichtungen erlangt haben, ist Brodsuppe, wovon man stufenweise mehr giebt, bis man die Kinder gänzlich entwöhnt. So lange sie gestillt werden, darf man ihnen ja keine Früchte, besonders rohe, geben; blos Confituren und Geleen von Früchten, wie man sie dort zu Lande macht, und von diesen nur die am wenigsten sauren, kann man ihnen erlauben. Wenn sie gewöhnt sind, so muß man ihnen wenig Fleisch und Fisch geben; weil diese Substanzen sehr schnell in Fäulniß übergehen, und also den Stoff zu einigen ihrer Fieber abgeben; man läßt sie bey der Mahlzeit Wein mit Wasser, mit unter auch wol ein wenig blosen Wein trinken; zwischen den Mahlzeiten ist ihnen ebenfalls ein wenig Punsch unschädlich: diese gegohrnen und geistigen Getränke haben mancherley gute Wirkungen; sie widerstehen der Fäulnis, tödten die Würmer im Magen und Gedärmen, und verhindern ihre Erzeugung; stärken auch endlich den schwachen

Erdäpfeln haben, und auch fast auf die nemliche Weiße genossen werden.

chen und schlappen Bau der vesten Theile, indem sie ihnen Vestigkeit und Spannkraft geben. Es muß darauf gesehen werden, daß sie sich eine mäsige Bewegung machen, niemals aber dürfen sie in der Sonne herumlaufen; rohe Früchte dürfen sie, wie ich schon erinnert habe, gar nicht genießen, wohl aber gekochte: so sind die gekochten Bonanen und Bacoven gar nicht schädlich, sie sind gelind stärkend, und ziehen ein wenig zusammen; man kann ihnen von allen Arten Eingemachten, Confituren und Geleen, die man mit den Früchten des Landes zu machen pflegt, geben: man muß ihnen durchaus von Zeit zu Zeit eine Abführung und wurmtreibende Mittel verordnen, weil dadurch der Heftigkeit ihrer Fieber am besten vorgebaut wird: man muß, so viel möglich, vermeiden, ihnen Ader zu lassen, weil ihnen alle Blutausleerungen zuwider sind.

In diesen Stücken besteht die Sorgfalt, die man brauchen muß, um die Anzahl und Heftigkeit ihrer Krankheiten zu vermindern.

Alle Fieber, welche den Kindern zustoßen, sind Faul- oder Wurmfieber; oft gesellen sich beyde Arten zusammen, und auf diese Art kommen sie gemeiniglich zum Vorschein; weil man gar selten Kinder findet, die nicht mit Würmern behaftet und zugleich in ihren ersten Wegen mit vieler Fäulniß beschweret sind: indessen habe ich doch viele Kinder an Faulfiebern

in der Kur gehabt, bey denen nicht ein einziger Wurm zu finden war, dahingegen andere eine Menge derselben hatten, ohne daß bey ihnen das geringste Zeichen von Fäulniß zu finden gewesen wäre.

Ueberhaupt geben sich diese beyden Fieber bey Kindern dadurch zu erkennen, daß die erstern von weit längerer Dauer sind, und daß ihre Zufälle nur allgemach ausbrechen; dahingegen in den einfachen Wurmfiebern die Zufälle schnell und fast alle auf einmal erscheinen, aber eben so geschwind wieder nachlassen, wenn man nur erst die Würmer abgetrieben hat.

Das gefährlichste unter allen diesen Zufällen, sowol in der einen als andern Art vorgedachter Fieber, besteht in convulsivischen Bewegungen, welche sich bisweilen schon beym ersten, mehrentheils aber beym dritten Anfall zeigen, und zwar, besonders in Wurmfiebern, mit einer solchen Heftigkeit, daß, wenn man nicht die schleunigste Hülfe leistet, das Kind in sehr kurzer Zeit drauf geht. Fast alle Einwohner zu Cayenne pflegen, selbst im Anfall der Convulsionen, eine Menge Mittel zu brauchen, die gemeiniglich zu nichts dienen, als die Kranken unnützer Weise anzugreifen, weil sie unter diesen Umständen schwerlich etwas niederschlucken können. Einige brauchen viele pharmacevtische Mittel, die meisten aber schränken sich auf den berühmten Trank des Riverius

ein, von dem sie sich alles versprechen; ich wollte aber wol behaupten, daß alle diese Mittel sehr wenig nützen, und eben so wenig leisten, als die mehresten antispasmodischen, die selten etwas anders ausrichten, als daß sie die Krankheit verschlimmern.

Auf die sicherste Art wird den Convulsionen abgeholfen und vorgebeugt, wenn man die Ursache, die sie erzeugt, angreift. Um dahin zu gelangen, muß man, so bald das Fieber bey einem Kinde ausbricht, ohne sich lange zu bekümmern, zu welcher Art es gehöre, schleanig ausleeren; der Brechweinstein, in vielem Wasser aufgelößt, hat mir, in allen diesen Fällen, jederzeit vom größten Nutzen geschienen; er treibt so blos auf den Stuhlgang, und erregt häufige Ausleerungen, welche den besten Erfolg nach sich ziehen. Da die Würmer diesem Alter sehr gemein sind, und allemal bald mehr bald weniger schaden, so muß man dem Gebrauch der Abführungen ein wurmtreibendes Mitel vorausschicken: man hat deren zu Cayenne zwey, deren man sich gewöhnlich bedient, und die auch in der That den Vorzug vor allen andern verdienen, nemlich die Milch des Feigenbaums, und die Abkochung der frischen Simarouba. Die Feigenbaummilch ist der Saft eines grosen Baums, der mit den europäischen Feigenbaum keine andre Aehnlichkeit hat, als das er, wie dieser,

einen milchigten Saft enthält*). Ob nun gleich die vortrefliche Kraft dieses Saftes schon seit langer Zeit in Cayenne bekannt ist, so brauchte man doch denselben fast gar nicht mehr, weil man glaubte, er habe eine ätzende Eigenschaft, und fräße den Personen, die ihn nähmen die innern Theile an; da ein solcher Verdacht dem Wohl der Menschheit so sehr entgegen war, so lohnte es sich schon der Mühe, die Sache genauer zu untersuchen. Ich beschäftigte mich damit seit dem Jahr 1767, und stellte viele Versuche an, welche mich aber alle überzeugten, daß dieser Saft keineswegs ätzend, sondern blos etwas scharf und gelind zusammenziehend wäre. (Der Erfolg meiner Erfahrungen ist im medicinischen Tagebuch, und dessen ersten Heft des Supplements vom J. 1770 aufgezeichnet.) Auf diese Art machte ich den Gebrauch dieses Mittels allgemeiner, und zugleich dadurch sicherer, daß ich darinn angab, was man bey seiner Anwendung für Behutsamkeit brauchen müsse. Da diese Regeln wesentlich nothwendig zu wissen sind, so will ich sie mit den nemlichen Worten hier anführen, wie sie im medicinischen Tagebuche, Seite 65, befindlich sind:

*) Eine Beschreibung dieses Baums vom Herrn Frainau, findet man in den Abhandlungen der königlichen Academie der Wissenschaften, des Jahrs 1761, in einer Abhandlung des Herrn de la Condamine.

1.) "Wenn man dieses Mittel brauchen "will, so muß man auf die allgemeine Beschaf- "fenheit des Kranken sehen: Leuten, die eine "entzündliche Anlage im Magen und Gedärmen, "desglichen solchen, die beständiges Erbrechen "und starke Durchfälle haben, und endlich den- "jenigen, bey denen man vermuthen kann, daß "die Würmer schon grosen Schaden angerichtet "haben, ist dieser Saft nicht zuträglich. Man "darf auch nicht währenden Convulsionen ge- "ben. Unter allen übrigen Umständen aber "kann man ihn ohne Bedenken gebrauchen. Ich "habe ihn Kindern von sechs Monaten, von "einem Jahr, und vielen Schwangern verord- "net, und allemal den besten Erfolg davon ge- "sehn."

2.) "Man muß diesen Saft mit einer "fettigen, ölicht- oder schleimichten Substanz "vermischt geben: die Einwohner der dortigen "Colonie pflegen dazu gemeinen, oder Eibisch- "syrup, auch wol nur etwas Milch zu nehmen, "andere vermischen ihn mit ein wenig Wunder- "baumöl (de Palma Christi) *). Diese "leztere Zusammensetzung scheint mir vor allen "andern vorzüglich, weil dieses Oel, als ge- "lind abführend, diesen Saft, bald nachdem "er genommen worden, in Bewegung sezt, und "solchergestalt zugleich eine grose Menge Wür- "mer

*) Ricinus communis Linn.

"mer abtreibt. In eben dieser Absicht habe "ich ihn öfters mit Manna, die in Molken auf-"gelößt war, nehmen lassen: ausserdem kann "man ihn auch mit süßem Mandel- oder Baum-"öl, und überhaupt mit allen fettigt- und schlei-"michten Substanzen, welche die ihm eignen "scharfen Theile stümpfen, geben. Ja, man "braucht auch nur dem Kranken, kurz nach dem "Einnehmen, eine recht fette Brühe, oder blos "eine dünne Suppe zu geben."

3.) "Auch in Ansehung des Saftes selbst "ist eine gute Auswahl höchst nöthig; denn "es macht einen gar grosen Unterschied, ob man "ihn von einem alten, oder von einem jungen "Baume nimmt. Man muß sogar auf den "Ort sehen, wo diese Bäume wachsen. Ste-"hen sie in morastigen und feuchten Gegenden, "so geben sie in der That einen weit schwächern "Saft, als ein Stamm in trocknem Boden."

"Man kann diesen Unterschied leicht an "der Farbe des Saftes erkennen; denn derje-"nige, welcher von einem alten, in trocknem "Boden stehenden, Stamm genommen ist, "sieht aus, wie Milchcoffee, dahingegen der "von einem jungen, in wäßrichtem Lande wach-"senden, Baum gezogen, so weiß, wie Milch "ist: man wählt den, der von Farbe weder "zu weiß, noch zu dunkel ist."

4.) "Die lezte Regel betrift endlich die "Verschiedenheit der Dosen, in Rücksicht auf

"das Alter: Kindern, von ihrer Geburt an
"bis zu einem Jahr giebt man davon einen
"Theelöffel voll, mit einer der obgedachten
"Substanzen vermischt; von einem bis zu vier
"Jahren, zween Löffel; vom vierten bis zum
"achten, drey; vom achten bis zum zwölften,
"vier; vom zwölften bis zum sechszehnten, fünf
"bis sechs Löffel voll: Hierbey wird jeder selbst
"einsehen, daß es Fälle giebt, wo man diese
"Dosen um etwas stärker, oder geringer ein-
"richten muß."

Alle diese Regeln muß man beobachten, wenn man vom Gebrauch dieses Mittels Nuzzen haben will: wird es auf diese Weise gegeben, so ist es, unter allen bekannten wurmtreibenden Mitteln, in seiner Wirkung das geschwindeste und zugleich sicherste; man kann es allemal anwenden, wenn Kinder krank werden, nur muß bald darnach ein abführendes, oder nach oben beschriebener Art eingerichtetes Brechmittel gegeben werden. Schon bey den ersten Dosen geht gemeiniglich eine grose Menge Würmer ab, bisweilen spürt man hingegen davon keine Wirkung; man darf aber daraus nicht schließen, daß der Kranke gar keine habe. Ich habe viele Fälle gehabt, wo nach den ersten Gaben dieses Mittels nicht ein einziger Wurm zum Vorschein kam; wenn ich es aber länger fortsezte, so trieb es eine ungeheure Menge ab. Uebrigens muß man dabey alle-

mal

mal nach den vorhandenen Anzeigungen verfahren; ist, zum Beyspiel, das Fieber gleich vom Anfang sehr heftig, und mit schweren Zufällen, besonders convulsivischen Bewegungen, verknüpft; ist der Unterleib an verschiednen Orten gespannt, und mit einigen Schmerzen behaftet; findet sich bey den Kindern etwas Durchfall und Schlafsucht, riechen sie aus dem Halse, ist die Zunge weiß und unrein, und jückt sich endlich das Kind immer in der Nase; so zeigt alles dieses die Gegenwart einer grosen Menge Würmer, und folglich die Nothwendigkeit an, dieses Wurmmittel fortzubrauchen, der Erfolg der ersten Gaben mag auch gewesen seyn, wie er will; in diesem Fall muß man sich alle ruhige Zwischenzeiten zu Nutze machen, um während derselben, sowol dieses Mittel, als schickliche Abführungen zu geben.

So viel möglich, muß man die Feigenbaummilch Abends bey Schlafengehen, und des andern Morgens früh eine Abführung in mehrern Dosen geben. Wenn man dieses Mittel öfters wiederholt, so wird man gewis die Würmer töden, und allen in den ersten Wegen befindlichen Unrath abführen; alsdenn werden auch die Zufälle gelinder, das Fieber nimmt nach und nach ab, verschwindet am Ende gänzlich, und der Kranke erholt sich wieder, wenn er nach den Regeln, die bey Wiedergenesung der Kinder erforderlich sind, gehalten wird.

Sollten im Gegentheil nach den ersten Dosen der Feigenbaummilch gar keine Würmer fortgehen, das Fieber mit seinen Zufällen nur langsam steigen, die Convulsionen wenig bedeuten und nur erst am fünften oder siebenden Tage ausgebrochen seyn; sollten diejenigen Zufälle gäntzlich fehlen, welche obangeführtermasen das Daseyn der Würmer bezeichnen; so ist glaublich, daß der Kranke wenig solche Thiere bey sich habe, und daß er an einen blosen Faulfieber darnieder liege: in diesen Fall kann man dieses Wurmmittel weglassen, dagegen aber mit desto gröserem Ernst Abführungen verordnen, welche heilsame Ausleerungen bewirken. Dieses sind die einzigen Mittel, wodurch man den Folgen dieses Fiebers vorbeugen kann, welches sich öfters sehr spät entwickelt, und dadurch Leute, die nicht hinlänglich davon unterrichtet sind, dergestalt hintergeht, daß nicht selten der Kranke ein Schlachtopfer desselben wird.

Wenn man gleich vom Anfange bey dem Kranken hinlänglich abgeführt hat, so giebt man nach dem siebenten oder neunten Tag nichts als gelind öffnende Tränke, zu welchen man bittere Sachen, besonders die Fieberrinde setzt: von diesen Mittel läßt man den Tag über öfters einnehmen, da es denn vortrefliche Wirkung leistet. Bey diesen Arzneyen geht das Fieber gemeiniglich am zwölften oder vierzehnten

ten Tag zu Ende; bisweilen dauert es noch bis zum achtzehnten, oder ein und zwanzigsten. Ich brauche vermuthlich nicht anzumerken, daß man dem Kranken in allen diesen Fiebern die vesten Speisen verbiethen muß, und ihm blos Kräuterbrühen, oder Reisschleim, den man dort zu Lande Materé nennt, und der wohl gekocht seyn muß, zulassen darf; auch kann man ihm zu der Zeit, da das Fieber nachgelassen hat, etwas weniges Gelee, oder Eingemachtes aus inländischen Kirschen oder Abricosen gestatten: ausserdem kann man ihm auch mit unter einen Löffel guten Wein erlauben, der in solchen Umständen gewiß von gutem Nutzen seyn wird.

Die Geschwüre und der Krebs, die, wie ich schon erinnert, sehr oft an der Kehle und den Mandeln der kleinen Kinder erscheinen, sind beynahe allemal Folgen der oben gedachten Fieber; ich selbst habe unzähligemal gesehen, daß, so wie diese Fieber, besonders die faulen, sich ihrem Ende nahten, die Kehle, die Mandeln, und oft selbst das Zäpfgen, mit krebshaften Geschwüren überdeckt wurden, die so schnell zunahmen, daß der Kranke sehr bald draufgieng, wenn man ihm nicht mit größter Sorgfalt zu Hülfe kam: es giebt aber demohngeachtet Fälle, wo diese Krankheiten ohne vorhergegangene Fieber erscheinen: in beyden Fällen aber muß man bey der Kur die größte Aufmerksamkeit und Sorgfalt anwenden.

Viele Leute in diesem Lande geben vor, daß sie die sichersten Heilmittel für diese Krankheiten besitzen, und diejenigen, welche sichs zum Gesetz machen, lieber ungewisse Mittel anzuwenden, als solche, die durch Erfahrung als gut erkannt worden, unterlassen nicht, Gebrauch davon zu machen: das Uebel wird aber oft grösser, sie sehen nun ihren Irrthum ein, es ist aber zu spät und der Kranke wird das Opfer davon. Ich habe nur allzuviele dergleichen Beyspiele erlebt; es ist zu wünschen, daß man bey diesem Gegenstand die Augen öfne, und keine andere, als gute Mittel anwende.

Was mir in diesen Krankheiten am zuträglichsten geschienen hat, sind starke und heftige Reinigungsmittel, (detergentia) die man so bald brauchen muß, als die Geschwüre sich zeigen. Unter diesen Mitteln hat mir der Vitriolgeist, mit gemeinen Honig vermischt am besten angeschlagen; man taucht in diese Vermischung einen Federmeißel, geht damit auf die krebshaften — oder Eytergeschwüre, und reibt sie stark, selbst bis sie zu bluten anfangen; dieses wiederholt man täglich zweymal, und wenn die Krebsgeschwüre recht gereinigt, nicht mehr mit weisem und faulen Fleisch bedeckt, sondern dagegen roth sind, und leicht bluten, so muß man die Dose des Vitriolgeistes verringern, und die Geschwüre ganz gelind, auch täglich nur einmal reiben.

Sind

Sind die Krebsgeschwüre eine Folge von Fiebern, so muß man den Kranken benebst der äußerlichen Behandlung, öfters purgiren, und demselben auch wol täglich eine schwache Abkochung von guter Fieberrinde trinken lassen; ist ihnen aber keine andre Krankheit vorhergegangen, so braucht man die Abführungsmittel nicht eher, als biß sie schon beynahe gänzlich geheilt sind. Wenn man diese Mittel zu rechter Zeit anwendet, so wird man dadurch gewis allen üblen Folgen vorbeugen. Ich habe mich ihrer vielmal, und immer mit dem glücklichsten Erfolg bedient. Ich erinnere mich, daß kurz vor meiner Abreise ein Mädchen von funfzehn bis achtzehn Monaten mit zwey ziemlich großen Krebsgeschwüren befallen wurde, wovon auf jeder Seite der Mandeln eines sas; diese Krebsgeschüre hatten sich nach einem kleinen Faulfieber eingefunden; man brauchte anfänglich gewisse Mittel, die eine cayennische Frau für specifisch hielt, sie richteten aber nicht das mindeste aus. Meine Zuneigung zu diesem Kinde und seinen Eltern vermochte mich, es nie aus den Augen zu verlieren, sondern es alle Tage zu besuchen; so, daß ich endlich auch die Kur dieser Krankheit überkam; ich brauchte die vorhin angeführten Mittel, das Kind erlangte in kurzer Zeit seine völlige Gesundheit wieder, und die Eltern waren über den Zu-

stand

stand eines geliebten Kindes, der sie zuvor so sehr ängstigte, gänzlich beruhigt.

Die Genesung der Kinder, die von dergleichen Fiebern wieder aufkommen, ist gemeiniglich langwierig und beschwerlich, besonders wenn man nicht recht darauf sieht, daß sie sich scharfer und schwerer Speißen enthalten; sie schwellen alsdenn mehrentheils über den ganzen Leib, bisweilen zeigt sich täglich ein kleines schleichendes Fieber, und endlich wird die Milz oder ein anderes Eingeweide des Unterleibes beträchtlich verstopft: in diesem Zustand muß man die genaueste Sorgfalt für sie tragen. Man muß ihnen gleich Anfangs versüsende und gelind eröffnende Dinge vorschreiben, sie in Menge eine Tisane trinken lassen, die aus wildem Indigo und einem Stück rostigen Eisen bereitet ist; man giebt ihnen eine Arzney, die aus Scammoneum, Jalappe, Stahlfeilspänen, und der blätterigten Weinsteinerde zusammengesetzt ist. Ihre Leibesübung muß mäßig seyn, und nur in Spaziergängen am Abend oder Morgen bestehen. Werden diese Mittel gehörig angewendet, so heilen sie alle Zufälle so, daß sie nach und nach verschwinden, und die Kinder sich zum Erstaunen erholen.

Was die Zufälle beym Durchbruch der Zähne anbelangt, so sind dieselben oft zahlreich; unter denselben aber verdienen die Fieber und Zuckungen am meisten Aufmerksamkeit: je

empfind=

empfindsamer und reitzbarer die Faser bey Kindern ist, desto leichter fallen sie in diese Uebel, besonders in die Zuckungen, welche allemal für eine höchst schwere Krankheit zu halten sind. Die vom Zähnen herrührenden Fieber, sind von jenen, deren oben erwähnt worden, leicht zu unterscheiden; denn sie halten keine bestimmte Ordnung, und dauren oft sehr lang. Der Durchfall, der sie mehrentheils begleitet, ist ein gewisses Merkmal, daß sie vom Zähnausbruch herrühren. Die Gefahr dieser Fieber richtet sich allemal nach den zugleich vorhandnen Zufällen; wenn keine Zuckungen zugegen sind, so ist auch keine grose Gefahr dabey, und es erfolgt nichts daraus, als daß die Kinder äuserst von Fleisch fallen und sehr unruhig sind; bisweilen werden sie aufgedunsen, und kriegen eine weißgraue Farbe; sobald aber das Fieber aussenbleibt, verlieren sich alle diese Zufälle, und das Kind wird wieder so vollkommen, wie vorher.

Die Mittel, welche man in diesen Fieber anzuwenden braucht, sind eben nicht zahlreich, weil man es nicht wohl stillen kann, bis die Zähne durch das Zahnfleisch gebrochen sind; man muß aber demohngeachtet, zu Verhütung schlimmer Folgen, dem Kinde von Zeit zu Zeit eine Abführung geben. Die convulsivischen Bewegungen hingegen erfordern mehr Aufmerksamkeit, weil sie das Leben der Kinder der größ-

ten Gefahr aussetzen; mir haben hierin, zu Verminderung und Hemmung der Anfälle, die schmerzstillenden, in kleinen Dosen, am besten angeschlagen; man kann auch den Reiz des Zahnfleisches dadurch mildern, daß man es öfters mit einer schlaffmachenden und erweichenden Substanz, welche den Durchbruch der Zähne erleichtert, reibt; wenn diese das Zahnfleisch einmal durchbort haben, so bleiben alle Zufälle von selbsten aus, und das Kind erlangt seine alte Munterkeit und Wohlbefinden wieder.

Sechster Abschnitt.

Vom Starrsucht, der in Cayenne gemeiniglich Catarrh genennt wird.

Unter allen Krankheiten, welche die Menschheit quälen, sind wol wenige so schwer und schrecklich, als die Zuckungen. Denn sie verändern und verunstalten den Menschen durch gewaltsame und widernatürliche Bewegungen; sie jagen Furcht und Schrecken ein, weil man aus der Erfahrung weiß, daß sie oft tödliche Folgen nach sich gezogen haben.

Man

Man theilt die Zuckungen in zwo Arten ein; nemlich in convulsivische Bewegungen, und in die eigentlich so genannten Zuckungen; die erste Art besteht in unordentlichen Bewegungen, welche gewisse Anfälle machen, und zwischen diesen bald längere, bald kürzere Zeit Ruhe lassen; sie befallen bisweilen nur ein Glied allein, bisweilen alle Theile des Körpers zu gleicher Zeit: die eigentlich so genannten Zuckungen sind widernatürliche Bewegungen, welche die davon ergriffenen Theile beständig in einer Art Spannung erhalten, und sie so starr wie eiserne Stangen machen; wenn diese Krankheit alle Theile des Leibes, und besonders die beyden Kinnladen ergreift, so nennt man es Starrsucht: und von diesem Zufalle ist im gegenwärtigem Abschnitte die Rede.

Die Starrsucht ist unter allen spasmodischen Anfällen der schleunigste in seinem Fortgang, und erfordert die geschwindeste und behutsamste Anwendung der in der Arzneykunst vorzufindenden Hülfsmittel. Hippocrates, dieser genaue Beobachter der Natur, sagt bey Gelegenheit dieser Krankheit: wird jemand von einer Ausdehnung der Nerven (Tetanos heißt es im Griechischen) ergriffen, so stirbt er binnen vier Tagen; sollte er diesen Zeitpunkt überleben, so erlangt

er seine vorige Gesundheit wieder *). Ich habe bey einer grosen Anzahl Kranken, die sich bey dieser Art Convulsion meiner Kur anvertraut hatten, beobachtet, daß dieser Aphorismus nicht allezeit wahr ist. Ich habe zwar wirklich solche Kranke vor dem vierten Tage sterben sehen; aber eine weit grösere Menge starb erst nach diesem Zeitpunkt, oft erst am siebenten oder zehnten.

Der Starrsucht ist ohne Zweifel in Europa bekannt; aber sie ist so selten, daß man ihren wahren Karakter und gewöhnlichen Fortgang schwerlich wird haben beobachten können. Ganz anders verhält es sich damit im südlichen Amerika, diese Krankheit ist dort so gemein, daß sie diesen heissen Himmelsstrichen eigends und vorzüglich zuzukommen scheint, und daß sie um eben so viel häufiger und gefährlicher wird, je näher man der Aequinoctiallinie kömmt.

Man hat von jeher eine Reizung der Nerven für die vornehmste Ursache der Convulsionen gehalten, indeß sieht man doch täglich in Cayenne Starrsucht ausbrechen, ohne daß irgend ein Reiz vorhergegangen wäre; daher man nicht in Abrede seyn kann, es müsse in diesen Himmelsstrichen eine wirksame und vorbereitende Ursache vorhanden seyn, welche für

*) Siehe die Aphorismos des Hippocrates, die fünfte Abtheilung, und daselbst den sechsten Aphorismus.

für sich allein diese Krankheit erzeugen kann; unterdessen giebt es doch unter dem Starrsucht, welche den Erwachsenen zustosen, viele, die man für Folgen einer Wunde, oder eines Reizes in nervichten, flechsichten Theilen, oder einer Flechsenhaut halten sollte; aber alsdann kömmt diese Ursache zu der eigenthümlichen des Clima, die Krankheit wird dadurch heftiger, und die Patienten überstehen selbige nur selten, da ich hingegen viele davon habe aufkommen sehen, wenn kein Reiz in den Nerven dabey zugegen war.

Die Ursache der Starrsucht, welche heissen Ländern, und besonders Cayenne, eigenthümlich zu seyn scheint, liegt in der Luft; jedermann weiß ja schon, daß dieses Element, welches die ganze Erde umgiebt, und dem wir unaufhörlich ausgesezt sind, so verschiedentlich nach seiner Beschaffenheit und bey sich führenden Theilen auf uns wirkt, daß man es ganz wohl für die Triebfeder aller unsrer Anwandlungen halten könnte.

Ich habe schon gezeigt, daß die Luft, ehe sie noch die Cayennische Küsten berührt, mit einem Salzstoff geschwängert wird, und daß sie Zufälle erzeugt, die eine unmittelbare Folge desselben zu seyn scheinen; und eben diesem, der Meersäure ohne Zweifel ähnlichen, Grundstoff muß man den vielen Starrsucht zuschreiben, den man in allen diesen Himmelsstrichen sieht.

Man theilt den Starrsucht, welche diesem Lande eigenthümlich sind, in zwo Arten: 1.) in denjenigen, welcher die Neugebohrnen überfällt, 2) in denjenigen, welcher bey Erwachsenen zum Vorschein kömmt: den erstern nennt man dort zu Land Kinnbackenzwang (mal de machoire), weil dieser Theil zuerst davon angegriffen wird; der zweete heißt Catarrh. Dieser lezte Name scheint blos allein in Cayenne bekannt zu seyn, da hingegen der Name Kinnbackenzwang, in allen Inseln üblich ist *).

Der Starrsucht der Kinder, oder Kinnbackenzwang, ist in einigen Cayennischen Gegenden so gemein, daß selbst nach dem Zeugniß vieler Einwohner, kaum der dritte Theil der daselbst Gebohrnen ihm entgeht. Wenn diese grausame Krankheit die neugebohrnen Kinder innerhalb der ersten neun Tage überfällt, so wird sie allemal für tödlich gehalten; und die Inwohner sind hiervon so überzeugt, daß sie die damit behafteten Kinder ihrem unglücklichen Schicksal durchgängig überlassen: und so kömmt auch wirklich nicht ein einziger davon. Es scheint schwer die Ursache zu ergründen, warum diese Art Zuckung den Kindern von der Geburt an bis zum neunten Tage so häufig zustößt; man beobachtet keinen Reiz

*) Siehe le Voyage à la Martinique, par Mr. de Chanvalon, pag. 90.

Reiz in dem Nervensystem, man müßte denn in Abschneidung und Unterbindung der Nabelschnur einen suchen wollen, oder ihn dem Bauchgrimmen, das neugebohrnen Kindern so gemein ist, zuschreiben: es läßt sich aber hierauf sogleich antworten, daß diese Ursachen in allen Ländern der Welt vorkommen, da hingegen der **Kinnbackenkrampf** nur diesen Gegenden eigen ist. Man muß also diese Ursache einem in der Luft befindlichen Stoffe zuschreiben: und folgendes sind die Beobachtungen, die ich zu Erhärtung dieser Meynung angestellt habe:

1.) Der Starrsucht findet sich nur unter den Einwohnern, welche sich auf den Küsten und nahe am Meer aufhalten; man findet ihn niemals bey denjenigen, welche weiter hinein, nach dem Innern des Landes zu, nemlich acht, zehn, oder zwölf Meilen von den Küsten, wohnen. Die Einwohner am Oyapoc und Approuague, welche in einer solchen Entfernung vom Meer leben, kennen diese Krankheit so wenig, als die am Oraput, de la Comté, des Cascades, mont Seneri, u. dergl. *)

2.) Findet man, daß diese Krankheit unter den Bewohnern der Seeküste, bey denjenigen häufiger vorkömmt, welche auf Anhöhen oder kleinen Bergen wohnen, wo sie die

*) Namen verschiedner Guianischer Flüsse, an welchen französische Etablissements sind.

Seeluft in gerader Linie trift, als bey solchen, deren Wohnungen in morastigen Gegenden liegen, und also durch Berge, oder grose Waldungen vor dieser Luft geschützt werden: bey dieser Gelegenheit will ich eine Beobachtung anführen, die ein Mann, der in einer kleinen Entfernung vom Meer wohnt, seit einigen Jahren gemacht hat; seine Behausung liegt in einem niedren und von kleinen Bergen eingeschloßnen Ort; ein dichtes Gehölz voll hoher Stämme lag ihr gegen die Meerseite, und diente ihr zur Vormauer für die von dort herwehende Luft; der Kinnbackenkrampf war dort so selten, daß er von zwölf bis funfzehn Kindern, die in seinem Hause gebohren wurden, kaum eins verlor. Ein Nachbar, dem dieser Strich Holz gehörte, ließ ihn abschlagen; und von diesem Augenblick an wurde der Kinnbackenkrampf daselbst so gemein, daß fast alle Kinder, die dort zur Welt kamen, an dieser Krankheit starben.

3.) Man hat um so mehr Grund, die Entstehung dieser Krankheit von einer allgemeinen in der Luft befindlichen Ursache herzuleiten, da sie niemanden verschont, und ohne Unterschied die Weisen und Schwarzen, Creolen und Europäer, Männer und Weiber, Kinder und Erwachsene befällt; ausserdem wirkt diese Ursache auch auf verschiedne Thiere, wie ich denn wirklich Pferde gesehn habe, die mit

dem

dem Starrsucht behaftet waren; jedoch haben sie diese Krankheit nicht in den ersten neun Tagen nach ihrer Geburt, wie solches bey neugebohrnen Kindern statt findet; sondern nur, wenn sie erwachsen sind, und die Zufälle sind bey diesen Thieren beynahe die nemlichen, als jene, welche man bey dem Starrsucht erwachsener Menschen findet. Ich habe viele Pferde in diese Krankheit fallen sehen, und nur ein kleiner Theil derselben kam davon wieder auf. Die Ursachen, welche diese Krankheit bey diesen Thieren zu erzeugen scheinen, sind fast die nemlichen, wie bey den Menschen, daß sie nemlich auf eine Verwundung, oder einen Reiz folgt: bisweilen aber fehlt dieser Reiz gänzlich, und der Starrsucht entsteht, weil man sie nach starkem Laufen, und da sie noch ganz von Schweiß troffen, der Luft unvorsichtig ausgesezt hat: diese leztere Ursache findet bey solchen Thieren, wegen Unvorsichtigkeit der Schwarzen, häufig Statt.

Die zahmen Papageyen sind einer heftigen Convulsion unterworfen, welche ihren ganzen Körper steif macht; sie fallen zur Erde, und sterben plötzlich. Die Einwohner und Schwarzen nennen diesen Zustand Krampf; ich habe aber bemerkt, daß es der wahre Starrsucht ist; denn ihr Schnabel wird so vest geschlossen, daß es durchaus unmöglich ist, ihn von einander zu bringen.

 4.) Man

4.) Man hat zu allen Zeiten beobachtet, daß der Kinnbackenkrampf und der Starrsucht bey Erwachsenen ungleich stärker wütheten, wenn die Nordwinde wehten, und daß schon die blose Feuchtigkeit der Luft im Winter viel beytrug, diese Krankheit häufiger zu machen.

5) Die Weisen und Schwarzen, auch die Wilden und Indianer, welche alle die Luft für die Hauptursache dieser Krankheit erkennen, pflegen folgende Masregeln zu ergreifen, um die neugebohrnen Kinder davor zu verwahren. So bald sie an das Tageslicht gekommen sind, behalten sie dieselben in einer wohl verschloßnen Kammer, welche keine Gemeinschaft mit der äusern Luft hat, und bringen sie nicht eher als nach dem neunten Tage, zur Taufe in die Kirche. Viele Leute pflegen auch die neugebohrnen Kinder, während der ersten neuen Tage, mit einer fetten oder öhlichten Substanz zu schmieren, ohne Zweifel in der Absicht, die Folgen zu vermeiden, welche die Berührung der Luft hervorbringen könnte. Die Indianer unterlassen diese leztere Vorsicht niemals: auch legen sie sehr sorgfältig, gleich nach geschehener Ablösung der Nabelschnur, ein klebendes Pflaster auf den Nabel, damit die Luft nicht auf die frisch zerschnittenen Gefäse wirken könne: sie lassen dieseß Pflaster so lange liegen, bis das Ende der Nabelschnur abgefallen, der Nabel selbst

selbst aber vollkommen geheilt ist. Dieses Verfahren scheint um desto mehr zu empfehlen zu seyn, da diese Leute niemals ein Kind an dieser Krankheit verlieren.

6) Die Starrsucht befällt nicht allein die neugebohrnen Kinder, bey welchen keine Ursache eines merklichen Reizes statt findet, sondern es sind ihm auch erwachsene ausgesezt. Ich habe viele gesehen, die nach überstandenen hizigen Krankheiten in dieses Uebel verfielen, weil sie sich früh morgens der Seeluft blosgestellt hatten; andre, weil sie sich nicht vor derselben verwahrt hatten, da sie, nach einer heftigen Bewegung erhizt und über den ganzen Leib mit Schweis bedeckt waren: indessen ist dieser Starrsucht der Erwachsenen, der auf diese Art entsteht, oft nicht so gefährlich, als jener, welcher auf einen Nervenreiz folgt.

Aus dem, was bisher gesagt worden, scheint es nicht zweifelhaft, daß die Luft einen besondern Grundstof in sich halte, der fähig ist, diese Krankheit wo nicht zu erzeugen, doch wenigstens öfter, als sonst geschehen würde, zu entwickeln; diese Meynung ist, meines Erachtens, um so wahrscheinlicher, da alle Starrsucht, welche Folgen eines Reizes sind, nicht eher ausbrechen, als wenn der Kranke nicht mehr leidet, sondern sich in völliger Ruhe befindet.

Das schwerste aber hierbey ist zu erklären, auf welche Art diese Luft in unsre Körper wirkt, wenn sie diese Krankheit erzeugt. Nach den Erfahrungen, die man zu unsrer Zeit vom Daseyn einer in der Atmosphäre beynahe aller Länder befindlichen Luftsäure hat, könnte man schließsen, daß eben sie der Grundstof ist, der vermuthlich in der Luft dieser Himmelsstriche weit häufiger vorkömmt, und auf unsre Körper dergestalt wirkt, daß daher die Krankheit ihren Ursprung nimmt. Aber, wird man fragen, wie wirkt nun dieser salzige Stoff? Es läßt sich mit vielem Grunde annehmen, daß dieses geschieht, wenn durch demselben die Schweißlöcher stark zusammengezogen, und die Ausleerungen der Haut plötzlich unterdrückt werden: außerdem scheint auch die Art, wie einige Starrsucht erscheinen und sich endigen, diese Meynung zu bestätigen, wie ich sogleich weiter zeigen werde.

Der Kinnbackenkrampf zeigt sich, wie schon erinnert worden, bey den Kindern vor dem neunten Tag nach der Geburt; nach diesem Zeitpunkt sind sie ihm nicht mehr ausgesetzt, oder wenigstens ist diese Krankheit in solchem Alter so selten, daß man kaum ein Beyspiel davon hat. Die ersten Kennzeichen, welche sie zu erkennen geben, sind: beständiges Schreyen; das Kind fährt nach der Brust seiner Amme, verläßt sie aber sogleich wieder; bald hernach

nach bemerkt man, daß die untere Kinlade steif und an die obere angezogen wird, die Bewegungen der Zunge werden immer schwerer, das Schreyen und Weinen nimmt ab und das Kind giebt nur zu Zeiten welche von sich, die Muskeln des Halses und des ganzen Rückgrates werden ausserordentlich steif; indessen behält der Kopf so ziemlich eine gerade Richtung mit der Verticallinie des Körpers, aber der Rumpf beschreibt hinterwärts eine Art von Halbzirkel, dessen Hohlung die Rückwirbelbeine ausmachen: der Unterleib ragt ausserordentlich hervor, und alle seine Muskeln sind heftig gespannt; die äusern Gliedmasen werden auch steif, doch nicht in solcher Maase, als der Rumpf. In diesen Umständen ist es dem Kinde unmöglich, die Brust zu nehmen, oder nur etwas hinterzuschlucken.

Zu dem nur beschriebenen convulsivischen Zustand, der bey allen mit dieser Krankheit behafteten Kindern zugegen ist, gesellen sich auch noch unordentliche Bewegungen der Glieder, des Rumpfs und der Kinnladen, welche leztere in diesem Zeitpunkte so vest geschlossen sind, daß es unmöglich wäre, sie nur um eine Linie zu eröfnen. Eben diese unordentlichen Bewegungen quälen die Kinder am meisten; sie suchen nach allen Kräften, ihr Leiden an Tag zu legen, aber sie können nicht laut schreyen; die Arme und Beine werden mit ausserordentlicher

Gewalt-

Gewaltsamkeit bewegt; man benmerkt häufiges Aufspringen der Sehnen im Gesicht, welches von augenblicklichen Zuckungen der Muskeln dieses Theils entsteht. Die ganze Oberfläche des Körpers, welche sonst roth ist, wird nun veilchenblau; endlich werfen die Kinder einen sehr zähen Schleim aus, und oft entgeht ihnen der Urin. Wenn diese Bewegungen heftig sind, wenn sie einige Sekunden dauren, und alle drey oder vier Minuten wiederkommen, so stirbt das Kind gemeiniglich in kurzer Zeit. Kommen hingegen diese Bewegungen nur alle zwölf oder funfzehn Minuten wieder, sind sie nicht zu heftig und zu lang anhaltend, ist das Athmen nicht beschwerlich, und wird endlich die Haut nicht veilchenfarb, so hält die Krankheit längere Perioden, der kleine Patient lebt oft viele Tage in diesem traurigen Zustand, ohne daß man ihn die mindeste Hülfe leisten könnte, und stirbt erst nach vielem ausgestandnen Ungemach.

Aus dem bisher gesagten folgt, daß die Stärke der Krankheit und der Fortgang ihrer Zufälle nicht bey allen damit befallenen Kindern einerley ist; daher kömmt es auch, daß manche in einem oder anderthalben Tagen sterben, andre hingegen bis zum fünften, achten, auch wol bisweilen zehnten Tag leben: je kürzer vor dem neunten Tage übrigens die Krankheit

heit ausbricht, desto länger dauret sie, und desto schleichender sind ihre Zufälle.

Die Mittel, die man bey der Starrsucht braucht, sind nicht zahlreich, besonders weil die Einwohner dieser Colonie, wie ich schon gesagt habe, diese Krankheit für unheilbar halten.

Darin stimm ich mit ihnen überein, daß alle bisher gemachte Versuche fruchtlos gewesen sind, aber dies ist noch kein hinlänglicher Grund, das Uebel für unheilbar auszugeben. Da man gewiß weis daß alle Kinder, die damit befallen werden, sterben; warum übergiebt man sie nicht solchen Leuten, die den guten Willen und die Kenntnisse haben, Versuche anzustellen, und die vielleicht das eigentliche Heilmittel entdecken würden? Ich bin sogar überzeugt, daß wenn man diese Krankheit gleich bey ihrer ersten Entstehung gehörig behandelte, man einige Kinder retten würde, besonders solche, bey denen die Starrsucht nicht eher als am siebenden Tag ausbricht. Ich habe bey denen, welche meiner Kur anvertraut waren, wenig Mittel gebraucht, denn ich bemerkte, daß die antispasmodischen Arzneyen durchgängig nichts ausrichteten. Lauwarme und fast ununterbrochen fortgesetzte Bäder, Anfeuchtung des Körpers vom Kopf bis zu Fuß mit Oel, und innerlich gegebne Anodyna schienen einige Erleichterung der Zufälle zu verschaffen;

sen; aber diejenigen Mittel, welche sich für diesen Umstand am besten schicken und das meiste wirken, sind dunstbefördernde und schweißtreibende. Ich halte sie um so mehr für die wahren specifischen Mittel gegen dieses grausame Uebel, da ich mehrmals beobachtet habe, daß bey Kindern, welche mit dieser Krankheit befallen wurden, wenn sie stark schwitzten, die Zufälle in dem nemlichen Grad abnahmen. Dasjenige, was ich von der Starrsucht der Erwachsenen, und den dabey dienlichen Arzneyen sagen will, wird diese Meynung noch mehr bekräftigen.

Herr Barrere, ehemaliger Arzt auf dieser Insel, sagt in seiner Geschichte vom Aequinocktial-Frankreich, daß er diese Krankheit mit Tropfbädern aus kalten Wasser gehoben habe; sie sind von mir ebenfalls versucht worden, haben aber keinen Nutzen geleistet Herr von Chanvalon versichert, daß er sie zu Martinique ohne die mindeste Wirkung angewendet habe.

Ob nun gleich alle Mittel, welche man zu Hebung dieser Krankheit versucht hat, bisher vergebens gewesen, so sind es doch nicht auch diejenigen, deren man sich zu Vorbauung des Uebels dedient hat. So brauche ich wirklich seit ohngefehr fünf Jahren ein Mittel, welches diesem Zweck so vollkommen entspricht, daß nicht ein einziges Kind von den vielen weisen

und

und schwarzen Weibern, die ich entbunden habe, in diese Krankheit verfallen ist. Dieses Mittel, welches der berümte Herr Levret in Europa aus andern Absichten anwentet, besteht darin, das in der Nabelblutader enthaltne Blut bis über die Gegend der Nabelschnur, wo die Unterbindung geschieht, zurückzuschieben; dergestallt, daß der Theil, welcher am Kinde bleibt, wenn das Binden und der Schnitt geschehen ist, weis aussieht und nicht das geringste von diesem Saft in sich führe. Als ich die Gründe überlegte, aus welchen der Herr Levret zu diesem Verfahren schritt, dachte ich sogleich, es müsse eben auch zu Vorbauung des Kinnbackenzwangs dienlich seyn. Ich bediente mich dessen hierauf, und die Erfahrung überzeugte mich alsbald von seiner Wirksamkeit. Um aber den Leser in Stand zu sezzen, selbst von der Analogie zu urtheilen, welche ich zwischen den Wirkungen dieses Verfahrens in Frankreich, und der Kraft, dem Kinnbackenkrampf vorzukommen, zu finden glaubte, will ich hier die eignen Worte des Herrn Levret anführen, aus welchen man die Gründe sehen kann, die ihn zu diesem Verfahren bewogen haben:

"Wir wollen, (sagt Herr Levret) diesem Verfahren noch beyfügen, daß wir seit "schon langer Zeit die Unterbindung nicht eher "zu machen pflegen, als bis wir vorher das

"in

"in der Nabelblutader befindliche Blut, so "gut als möglich, von des Kindes Bauch an, "bis über den Ort hinaus, wo das Band an= "gelegt werden muß, zurückgedrückt haben, "und zwar dieses in der Absicht, zu verhindern, "damit nicht das gesamte Blut, welches, oh= "ne diese Vorsicht, zwischen besagtem Unter= "band und dem Pfortaderbusen stillstehen wür= "de, eine Verstopfung in der Leber erzeuge. "Das Nachdenken hat uns zuerst dieses Ver= "fahren an Handen gegeben, und die Erfah= "rung hat uns bestätiget, daß hierinn mehren= "theils die Ursache liegt, warum die neuge= "bohrnen Kinder so oft eine mehr oder weniger "gelbe Farbe bekommen, wenn man diese Vor= "sorge unterläßt, und daß es hingegen bey "Beobachtung dieses Verfahrens, etwas selt= "nes ist, daß sich diese Art Gelbsucht einstellt."

"Die Untersuchung dieser Wahrheit hat "uns auf die Entdeckung der Ursache geführt, "warum so viele Kinder beyderley Geschlechts "mit einer schönen Fleischfarbe zur Welt kom= "men, und dieselbe (sie mögen nun weiß "(blonds) oder braun (bruns) seyn) be= "halten, ohne im geringsten gelb zu werden. "Wir haben wirklich eingesehen, daß diese Er= "scheinung (die sich jedoch selten zuträgt) von "einer andern ähnlichen unzertrennlich ist, da "nemlich bisweilen zeitige Kinder zur Welt "kommen, die wohl auf sind, aber eine so

"weisse Nabelschnur haben, als hätten diese "Gefäse niemals Blut enthalten, ob es gleich "ganz sicher ist, daß sie, bis zum Augenblick "der Geburt des Kindes, damit angefüllet "waren."

"Da nun, laut dieser Bemerkung, die "Kinder in diesem Falle mit einer schönen Fleisch-"farbe zur Welt kommen, und dieselbe unver-"ändert erhalten; so folgt daraus, daß die "Gelbsucht bey neugebohrnen Kindern meisten-"theils von der angeführten Ursache entstehe. "Gewiß, wenn das zurückbleibende Stück der "Blutader, zwischen dem Band und der Leber, "voll Blut ist, oder wenigstens dasjenige, wel-"ches von der Haut des Leibes bis zur Leber "enthalten ist, seine Bewegung verloren hat, "so muß es daselbst gerinnen, und in der Fol-"ge sich auflösen, damit es aus diesem Gefäse "heraus kann, so wie sich dieses durch seine "eigenthümliche Kraft nach und nach zuschließt; "da nun aber dieses verdorbne Blut keinen an-"dern Ausgang findet, als durch die Leber-"blutadern, so muß es unstreitig dem Geblüts-"umlauf in der Leber schaden, woraus denn "ohne Zweifel die Gelbsucht, und vielleicht "eine Menge andrer unvermutheten Uebel ent-"stehen. Man darf auch nicht glauben, daß "es unmöglich sey, das zwischen dem Nabel "und der Leber befindliche Stück Blutader "auszuleeren, denn, wenn man bey Entledi-

"gung der Nabelschnur aufmerksam ist, so sieht "man zwar, daß die Blutader sich nach und "nach wieder mit Blute, das von innen heraus: "kömmt, anfüllt, dergestalt, daß sich das "Blut anfänglich in dem nemlichen Maas, als "man es ausleeret, zu vermehren scheint, aber "man hat es gar bald erschöpft, und es hört "auf zu laufen.

"Diese Methode, deren wir uns nun be: "ständig bedienen, hat ausser den schon ange: "führten Vortheilen noch einen andern Nutzen, "dessen noch nicht gedacht worden ist, nemlich "das gallerartige Wesen zu zertheilen, womit "die Nabelschnur sehr oft angefüllt ist, und "welche Anfüllung machen kann, daß sie wäh: "rend dem Unterbinden reißt, wenn man sie et: "was stark zusammenzieht; oder thut man die: "ses nicht, aus Furcht, sie anzugreifen, so "geschieht es leicht, daß wenn die Spannkraft "dieses gallerartigen Wesens, welches dem "Anziehen des Bandes während dem Zuschnü: "ren widersteht, in der Folge allmählig nach: "giebt, der Unterband die Gefäse nicht mehr "so stark zusammenzieht, daß ihre Mündung "gänzlich verschlossen wird, woraus oft gefähr: "liche Blutflüsse entstehen; dieses kann aber "nicht geschehen, wenn man nach der von uns "beschriebenen Art verfährt. Da dieser lezte "Vortheil eben so wesentlich ist, als der erste, "so verdient er wohl, daß man ihn in Erwä: "gung ziehe.

Wir

"Wir erklären hier aufrichtig, wie wir "seit kurzem entdeckt haben, daß, ob wir gleich "seit sehr langer Zeit die Nabelschnur gleich "bey der Geburt des Kindes auszupressen pfle- "gen, wir doch nicht die ersten waren, die "darauf verfielen: man findet vielmehr auf "der 29sten Seite, ersten Theils der Abhand- "lungen des Herrn Ritters Digbi *), Kanz- "lers der Königin von England, welche zu "Haag im Jahr 1700 gedruckt sind, folgende "Stelle: **Mittel, bey der Geburt eines**

 "**Kindes**

*) Der Ritter Digbi ist nicht der einzige, der diese Meynung gehegt, auch vermuthlich nicht der erste, der sie bekannt gemacht hat. R i o l a n, der Sohn, Arzt in der Pariser Fakultät, drückt sich in einem seiner Werke so aus: „Experien- „tia observatum fuit, cum nato infanti seca- „tur umbilicus, et e venis finitur sanguis co- „piosus effluere, prout vires suadent et tole- „rant, illum puellum postea variolis paucis „rarisque ac salubribus tentari, de quo ob- „stetrices monendae essent, ut a morte pueros „vindicaremus. Opera anat. 1649 in fol. cap. V. de vasis *umbilicalibus*, pag. 380.

Die Erfahrung hat bewiesen, daß, wenn man nach Zerschneidung der Nabelschnur, aus den Blutadern so viel Blut herauslaufen läßt; als die Kräfte des Kindes erlauben, dieses Kind, wenn es in der Folge die Blattern bekömmt, deren nur wenige haben, und daß die Krankheit gutartig seyn wird: eine Erinnerung, die man den Hebammen bekannt machen sollte, weil sie die Erhaltung der Kinder angeht.

"Kindes zu verhindern, daß es in seinem
"ganzen Leben die Pocken, Masern, und
"andre von Fäulung des monatlichen Blu-
"tes entstehenden Krankheiten, nicht be-
"komme. Herr Digbi drückt sich hierüber
"folgendergestalt aus: Wenn ein Kind zur
"Welt kömmt, und die Hebamme die Nabel-
"schnur unterbinden und abschneiden will, so
"darf sie den Faden, womit die Unterbindung
"geschehen soll, anfänglich nicht zusammenzie-
"hen, sondern muß, wenn sie im Begrif ist,
"den Knoten zu machen, mit ihren Fingern
"und Daumen das bey der Nabelwurzel be-
"findliche Blut hervor und herausdrücken, wel-
"ches, wenn es da zurück bleibt, alle Krätze,
"Blutschwären, Eyterbeule und Aposteme,
"welche bey Kindern und auch bey Erwachse-
"nen zum Vorschein kommen, erzeugt, denn
"da es verdorben ist, kann es sich nicht in die
"Substanz verwandeln, sondern verderbt viel-
"mehr das gute, und muß nothwendig durch
"diese Arten Unreinigkeiten, die wir täglich
"sehen, und die aus diesem in Fäulniß gegan-
"genen Monatsblut entspringen, aus dem
"Körper weggehen; wenn man also auf diese
"Art besagtes Blut ausgeleert hat, so muß
"der Faden zugezogen, und die Nabelschnur
"abgeschnitten werden: ist nun die Wurzel
"desselben auf obbeschriebne Weise gereinigt,
"so wird das Kind aller dieser Krankheiten

"über-

"überhoben seyn, wenn es auch unter solchen, "die damit befallen wären, aufgezogen würde.

"Aus allem diesem folgt: 1.) daß die "Methode, deren wir uns seit sehr langer Zeit "bedienen, sehr gut ist, daß wir aber nicht "der erste Erfinder derselben sind, wie wir an- "fänglich glaubten; 2.) daß wir bey Ausü- "bung dieser Methode nur allgemeine Absich- "ten hatten, die der thierischen Haushaltung "auf alle Fälle nützlich seyn mußten; 3.) daß "es zum Besten der Menschen zu wünschen "wäre, daß nach Bestätigung alles dessen, "was der Herr Ritter Digbi vorgetragen hat, "seine Versprechungen in aller Rücksicht erfüllt "werden könnten; 4.) daß, wenn dieser "Schriftsteller mehr geglaubt hat, als er wirk- "lich sah und erweisen konnte, man ihm doch "wenigstens für die eröffneten Aussichten dan- "ken muß, von denen die Beobachter zum "allgemeinen Besten vielleicht guten Nutzen "ziehen können *)."

Ich hatte lange schon auf Mittel gedacht, wodurch man dem Kinnbackenkrampf vor- beugen könnte, als Herrn Levret's Beobach- tungen erschienen. Die Wirkungen, welche er dem Blute zuschreibt, das in dem nach der Unterbindung und Abschneidung zurückbleiben- den Stück Nabelschnur, und in dem Theil der

*) Siehe Journal de Médecine, den 37sten Th. Seite 348 und die folgenden.

Nabelblutader bis zum Sinus der Pfortader stockt, machten einen desto grössern Eindruck auf mich, da ich verschiedne mal beobachtet hatte, daß wenn die Nabelschnur nach entstandner groser Fäulniß (welche allemal auf der Menge der darinn stockenden Säfte beruht) abfiel, solches durchgehends ein Zeichen des Kinnbackenzwangs war; ich entschloß mich also augenblicklich, dieses Verfahren anzuwenden, weil ich versichert war, daß dadurch einer solchen Fäulniß vorgebeugt würde, und ich habe auch wirklich allzeit gefunden, daß, wenn die Nabelschnur recht bis zur Weisse ausgetrocknet worden, sie eher trocknete als faulte, und nicht eher, als gegen den sechsten oder siebenten Tag abfiel, dahingegen sie bey allen mit dem Kinnbackenzwang behafteten Kindern schon am dritten, längstens am vierten Tage mit vieler Fäulung abfällt.

Ich fuhr fort, dieses Mittel bey allen Neugebohrnen, die unter meine Hände kamen, anzuwenden, und hatte davon einen so guten Erfolg, daß ich vom Jahr 1772 an, als der Zeit, da ich Gebrauch davon zu machen anfieng, bis in die Mitte des Jahrs 1776, da ich diese Kolonie verlies, nicht ein einziges Kind mehr an dieser Krankheit sterben sah. Ich kann also die Vortreflichkeit dieses Verfahrens nicht genug anrühmen, noch diejenigen, welche in Ländern, wo diese Krankheit gemein ist,

sattsam

sattsam bitten, daß sie sich desselben doch ja bedienen wollen; ich gebe ihnen mein Wort, wenn sie dasselbe mit aller vom Herrn Levret angegebnen Vorsicht anwenden, und besonders die Nabelschnur recht bis zur Weisse ausdrücken, welches geschieht, wenn sie die Behandlung etlichemal wiederholen, damit das Blut in die Höhe steige, und keins in der Blutader zwischen dem Nabel und der Leber zurückbleibe, so werden sie das Vergnügen haben, ihre Bemühung mit dem glücklichsten Erfolg begleitet zu sehen. Da es die meisten Cayennischen Einwohner an der Gewohnheit haben, ihren Negerinnen bey der Geburth durch andre Negerinnen beystehen zu lassen, so müssen sie von diesem Verfahren selbst unterrichtet seyn, und dürfen die Anwendung desselben den Negerinnen, die sie zu Hebammen gebrauchen, nicht so schlechterdings anvertrauen, ohne selbst dabey gegenwärtig zu seyn, weil es gar zu schwer hält, sie zu etwas zu vermögen, das bey ihnen nicht gewöhnlich ist. Ausserdem hängen diese Leute so vest an ihren alten Gebräuchen, daß es unmöglich ist, sie derselben vergessend zu machen; folgender Zufall ist davon eine Probe. Frau le Roux, eines der ehrwürdigsten Cayennischen Frauenzimmer, hatte in ihrer Wohnung eine Negerin, die eben schwanger war; sie hatte schon mehrmalen gebohren, die Kinder waren aber alle am Kinnbackenzwang gestorben; die Frau

le Roux hörte, daß ich ein Vorbauungsmittel gegen diese Krankheit hätte, und daß keins von den Kindern, bey denen ich es brauchte, stürbe, so bat sie mich, ihre Negerin zu entbinden; sie schickte selbige deswegen nach ihrem Hause in Cayenne, und befahl ihr, mich sogleich rufen zu lassen, sobald sie die ersten Wehen spürte; ich wurde auch wirklich gerufen, und begab mich sogleich zu dieser Negerin; die Wehen waren schwach, und es gieng sehr langsam damit her; doch waren die Geburtstheile zur nahen Entbindung vollkommen vorbereitet: ich brachte ihr Bett in Ordnung, sie selbst aber in die zum Gebähren erforderliche Lage: die Wehen blieben eine Zeit lang in dem nehmlichen Zustand, ohne nur im geringsten zu wachsen; eine in der Nachbarschaft dieses Hauses wohnende Frau lies mich zu sich bitten; da es nicht weit abgelegen war, gieng ich hin, schärfte aber vorher zwoen alten Negerinnen, welche der kreisenden Frau beystanden, nachdrücklich ein, mir Nachricht zu bringen, sobald sich die Wehen vermehrten. Nachdem ich eine kurze Zeit bey dieser Frau geblieben war, und mir niemand einige Nachricht bringen wollte, schöpfte ich Verdacht, und machte mich sogleich auf, meine Negerinn zu besuchen; wie ich in ihre Kammer trat, sah ich niemand auf dem Bette, das ich ihr zubereitet hatte; sie knieete auf der Erde, hatte vor ein paar Minuten geboren, und war

unter den Händen der beyden alten Negerinnen, welche sie vollends zu entbinden bemüht waren. Ich ließ den Negerinnen meinen Unwillen unter vielen Drohungen empfinden; aber sie waren zufrieden, sie hatten ihre alten Gebräuche in Ausübung gebracht, und hatten sich meiner Art zu entbinden entzogen. Aufs eilfertigste lies ich die Wächnerin aufheben, und in ihr Bett legen, man legte das Kind und die Nachgeburt auf den Tisch; die Nabelschnure war noch nicht abgeschnitten, sondern nur nach ihrer Art unterbunden; sie war kalt und sehr hart, das Blut welches sie enthielt war schon halb geronnen. Ich that mein möglichstes, um das zurückzubringen, welches in dem unterbundenen Theil eingeschlossen war, aber es gelang mir nur sehr unvollkommen. Das Kind war dick und fett, die beste Bildung, und befand sich vollkommen wohl bis auf dem vierten Tag, an welchen es von der Mundsperre ergriffen wurde, und am dritten Tage darauf starb.

Diese Bemerkung beweiset, wie sehr die Einwohner von Cayenne Ursache haben vorsichtig zu seyn, um keine Sache von einiger Wichtigkeit der Ausführung von Negern anzuvertrauen. Ueberdieses sind die Neger so ungeschickt, daß die Absicht gewiß niemals erreicht wird, gesezt auch, daß man einen fände der guten Willen hätte. Ich kann es ihnen nicht genung empfehlen wegen des Besten der Menschheit so wohl,

 als

als auch wegen ihres eignen Vortheils, die Aufsicht über dieses Geschäfte sebst zu übernehmen, nur vorzüglich sich so zu übereilen; es ist besser sich etwas Zeit zu lassen, damit das Nöthige gehörig besorget werde. Denn geschiehet es nur halb, und die Mundsperre kommt dazu so würde man die Schuld auf das Verfahren legen, ohne lange zu überlegen, ob es an sich fehlerhaft sey, oder ob der Fehler an dem liege, den man das Geschäfte aufträgt.

Endlich um nichts zu vergessen, was Bezug auf die Mundsperre hat, will ich mit dieser Bemerkung schliesen, daß nichts geschickter sey, diese Krankheit hervorzubringen, als die Kinder so eingesperrt zu halten, wie man zu thun pflegt. Die Negerinnen sind damit noch nicht zufrieden, daß sie sie recht wohl einhalten; sondern sie machen eine solche anhaltende Hitze in ihren Kammern wo sie wie in einer Schwitzstube leben.

Vom Catarrh, oder dem Starrsucht der Erwachsenen.

Der Starrsucht der Erwachsenen, welchen man zu Cayenne Catarrrh nennt, ist in etwas von demjenigen unterschieden, welcher die neugebohrnen Kinder befällt, und den wir jetzo beschrieben haben: 1.) scheint der Gang der Zufälle verschieden zu seyn; 2.) von einer gewissen

sen Anzahl damit befallner Personen, kommen einige durch. Es ist wahr, daß dieser lezte Unterschied davon herkommen kann, daß man einen Erwachsenen von dem Starrsucht befallnen niemals seinen Schicksal überläßt, und überdieses ist eine Person von einigen Alter mehr in Stande einer so heftigen Krankheit zu wiederstehen, als ein neugebohrnes Kind.

Man kann den Starrsucht, welcher Erwachsene überfällt, in zwey Arten theilen; die erste Art ist, wo die Zufälle gleich Anfangs sehr heftig und schnell erscheinen, und den Kranken in kurzer Zeit tödten, er scheint derjenige zu seyn, von welchem Hippokrates redet. Die andere fängt sehr langsam an, und seine Zufälle entwickeln sich nur nach und nach; wenn der Kranke nicht unter der Heftigkeit dieser leztern erliegt, so dauret seine Krankheit zuweilen mehrere Monate nach einander, und scheint in die Klasse der langwierigen Krankheiten überzugehen. Um von diesen zwey Arten des Starrsucht, und von der gewöhnlichen Behandlung einen Begrif zu geben, will ich einige Beobachtungen von beydem Arten erzählen.

Der Starrsucht der ersten Klasse scheint fast allzeit die Folge eines Nervenreizes zu seyn, oder diese Ursache scheint zum wenigsten sich mit der zu verbinden, die wir von der Luft angezeigt haben, und was sie ohne Zweifel um so

viel

viel fürchterlicher zu machen, ist daß diese doppelte Ursache mit weit mehr Kraft und Lebhaftigkeit würckt.

I. Beobachtung. Im Monat September 1766 legte der Unterwundarzt bey dem Soldaten Krankenhause in Cayenne ein beizendes Mittel auf ein kleines Geschwüre, welches ein Soldat von den Nationaltrouppen an untern und innern Seite des linken Schenkels hatte; ohngefehr fünf Stunden lang waren die Schmerzen sehr stark, darauf legten sie sich und der Kranke schlief 7 = 8 Stunden, und war ganz ruhig. Sechs Tage vergiengen ohne daß er einigen Schmerz empfand, und sein Geschwür schien sich zu bessern, den achten Tag nach aufgelegten Beizmittel, fing er an sich über eine geringe Schwierigkeit beym Schlucken zu klagen, die Verrichtungen der Zunge und des Kinnbackens schienen schon etwas in Unordnung zu seyn; der Kopf war ihm sehr schwer, der Puls natürlich, nur waren die Schläge sehr stark. Diese Zufälle wurden so heftig, daß der Kranke den zweyten Tag den Mund nicht öfnen und nur sehr mühsam schlucken konnte. Ohnerachtet er ziemlich ruhig in seinem Bette lag, so schien er dennoch sehr ermattet, und war fast beständig mit einem klebrichen Schweisse bedeckt; das Athenholen wurde beschwerlich; alle Muskeln des Halses und Rückens waren heftig gespannt. Endlich wurde der ganze Körper so steif wie eine Eisenstange.

Den

Den dritten Tag nahmen die Zufälle beträchtlich zu; der Puls wurde klein gespannt, und geschwinder als gewöhnlich; der Kranke war beständig mit einem kalten Schweiße bedeckt, und schien sich über keinen Schmerz mehr zu beklagen. Der Stuhlgang blieb aus; den vierten und fünften Tag war er in den nehmlichen Umständen; den sechsten verlohr er das Bewustseyn, und starb beym Anbruch des siebenden.

Die Mittel, die ich in dieser Krankheit verordnet, waren Aderlässe die ersten zwey Tage, öhligte Getränke zu welchen ich leichte Opiate mischen ließ ferner krampfstillende Mittel. Da ich gleich von Anfange der Krankheit dafür gesorgt hatte, daß ihm gleich den ersten Tag ein Stück Holz zwischen die Zähne gelegt wurde, damit sich die Kinnbacken nicht völlig schliesen konnten; so konnte man noch immer etwas hinunterbringen, ich ließ ihm Bäuschgen in Oehl genezt über alle Muskeln des Unterkinnbackens und des Halses legen, ich ließ ihm einige Clystire setzen, welche keine Würkung thaten; den dritten Tag wurde eine Ader am Fuse geöfnet, und mit allem vorgemeldeten Mitteln fortgefahren; den vierten Tag nahm er sehr wenig zu sich, den fünften und sechsten war es nicht mehr möglich, ihn etwas schlucken zu lassen, und so starb er.

2. Beob-

II. Beobachtung. In Monat December desselben Jahres wurde eine Teutsche ins Krankenhaus gebracht, welche von einem beträchtlichen Blutsturz befallen war: man verordnete ihr einen anziehenden Trank, welcher ihm plözlich Einhalt that Die Kranke brachte ohngefähr vier und zwanzig Stunden zu, ohne sich über den geringsten Schmerz zu beklagen: den dritten Tag war sie in aller Frühe in ihr Haus gegangen, kam aber kurz darauf wieder zurück ins Krankenhaus: kaum hatte sie sich niedergelegt, so hatte sie schon einige Zuckungen; bald darauf klagte sie über eine beträchtliche Unordnung an dem Unterkinnbacken. Der Puls wurde von diesem Zeitpunckte an sehr gros, ohne die Geschwindigkeit zu haben, wie in Fiebern, über den Körper brach ein kalter klebricher Schweiß aus; kurz die Krankheit wuchs so schnell, daß in sechs Stunden die Kinnbacken völlig geschlossen waren. Die Muskeln des Rückgrads waren so gewaltig zusammengezogen, daß der Rücken eine beträchtliche Hohlung machte; der Puls wurde klein und langsam, der kalte Schweis immer häufiger; endlich starb die Kranke gegen die zehnte bis zwölfte Stunde. Diese Frau nahm Tränke in welchen starke Gaben betäubender Mittel waren; man lies ihr die Muskeln des Halses und des ganzen Rückgrads mit Brandwein in welchem man eine grose Menge Opium aufgelößt hatte,

reiben:

reiben: einige Stunden vor ihrem Tode gab man ihr einen abführenden Trank, und da dieser nicht würkte, wurden einige abführende, endlich heftige reizende Clystire gesezt, welche aber eben nicht mehr Wirkung äusserten.

III Beobachtung. Im Jannuar 1767 wurde ich ohngefehr vier Meilen weit von Cayenne gerufen, um eine Negerin zu besuchen, welche sich den innern Theil des linken Ober- und Unterschenkels mit kochenden Wasser verbrannt hatte: acht Tage nach diesem Zufall, da sie fast keine Schmerzen mehr hatte, wurde sie sehr lebhaft von allen Zufällen der Starrsucht ergriffen: da ich zu ihr kam, hatte sie erstlich den zweyten Tag ihrer Krankheit erreicht, aber sie war in einem Zustande, wo keine Hülfe mehr übrig war; die Zähne waren so genau geschlossen, daß ich nicht im Stande war sie nur einer Linie breit zu öfnen; der ganze Körper war ausserordentlich steif; das Athmen äuserst mühsam; der Puls klein gespannt und sehr unordentlich; die Kranke war mit kalten Schweise bedeckt, sie sprach, hörte, und sah nicht: nachdem dieser traurige Zustand zwey Tage gedauert hatte, starb sie den dritten, ohne daß es möglich war ein einziges Mittel beyzubringen.

Diese drey Beobachtungen reichen ohne Zweifel zu, um den Gang dieser ersten Art vom Starrsucht der Erwachsenen zu übersehen,

sie

er unterscheidet sich von der andern Art dadurch, daß die Zufälle dieses leztern nicht so schnell sind, und Zeit lassen, um Hülfe zu leisten.

Es sind dieses die bey den Kranken angewendeten Mittel bey weitem nicht alle, die in obigen Beobachtungen vorkommen. Ich habe in unzählig vielen andern Fällen beständige Bäder bald in lauem, bald in kaltem Wasser gerathen, bey andern einen starken Absud von Wundkräutern, bey andern von erweichenden Kräutern. Ich habe lassen fette, schleimige und andre Mittel einreiben; ich habe innerlich abführende, gelinde und starke schweißtreibende Mittel verordnet; aber alle diese Mittel sind beständig fruchtlos gewesen: blos die gelinden dunsttreibenden Mittel schienen mir einigen Nachlaß in den Zufällen zu bewürken.

Im Jahr 1774 machte man im Journal de Medecine eine Beobachtung bekannt, worinn man die Heilung der Starrsucht, vermittelst eingeriebnen Quecksilbers, erzählte *); ich suchte sogleich dieses Mittel zu versuchen, und ergriff die erste Gelegenheit, die sich zeigte.

IV. Beobachtung. Der Kranke bey dem ich dieses Mittel zum erstenmal anwendete, war ein junger Neger, ohngefähr vier Jahr alt; er war fett und stark für sein Alter: der Starr-

*) Journal de Médecine, Monat September 1774, Seite 215. Die Beobachtung ist vom Hrn. Boucix, dem Arzte.

Starrsucht überfiel ihn im Hause seines Herrn, welches zwey gute Meilen von Cayenne liegt, ohne daß eine Ursache schien sie vorzubringen, das heißt ohne daß der geringste Reiz an irgend einem Theile des Körpers zu bemerken war. Sein Herr, der die Krankheit sehr gut kennte, schickte mir sogleich sein Pferd, mit Bitte mich zu den kleinen Kranken zu begeben. Ich nahm eine ansehnliche Menge von doppelter Queqsilbersalbe zu mir, um sie anzuwenden. Als ich ankam fand ich alle Zufälle der Starrsucht sehr deutlich: der Kranke hatte unordentliche Bewegungen an dem ganzen Körper, welche ihn alle fünf bis sechs Minuten ergriffen, in den Zwischenzeiten dieser krampfigten Bewegungen sprach und schluckte er ein wenig, und seine Kinnbacken waren weniger geschlossen: ich säumte nicht, und rieb ein Quentgen Quecksilbersalbe über den ganzen Rückgrad ein, von Halse an bis auf das Steißbein: da die Zufälle den Abend zugenommen hatten, ließ ich nochmals am Schenkel und Beine einreiben, den folgenden Tag, der der zweyte der Krankheit war, schien er noch keine Milderung zu haben, ich ließ zum drittenmal einreiben an dem andern Schenkel, und diesen Tag über schienen die Zufälle noch heftiger zu werden, den Abend verordnete ich zum viertenmal an einem Arme einzureiben, den folgenden Tag früh war der Kranke sehr schlecht, seine Herrschaft entschloß

sich ihn nach Cayenne zu schicken, um ihn von einem Neger heilen zu lasen, der in Ruf stehet gute Mittel gegen diese Krankheit zu haben, von welchen ich zu Ende dieser Abhandlung sprechen werde: der junge Neger wurde nach Cayenne gebracht, und seine Krankheit wurde so heftig, daß es noch demselben Abend starb.

Dieser Fall ist nicht der einzige, wo ich die Quecksilbersalbe habe einreiben lassen, ich habe sie an mehrern Personen die an dieser Krankheit lagen angewendet, und wo die Zufälle nicht so heftig und so schnell waren, als bey diesem jungen Neger, und wo ich Zeit hatte, das Einreiben mehr nach der Vorschrift des Verfassers der angeführten Beobachtung einzurichten; aber aller Versuche ohngeachtet, habe ich nie gesehn, daß dieses Mittel die geringste Hülfe geleistet hätte. Eben so habe ich es bey neugebohrnen Kindern, die von der Mundsperre befallen waren, gebraucht, und besonders bey einem dessen Krankheit sehr lange währte; so sorgfältig ich auch seine Behandlung beobachtete, es war allemal ohne Erfolg.

Bey der zweyten Art Starrsucht, welche Erwachsene befällt, kommen die meisten gewöhnlicher Weise davon. Diese Starrsucht unterschidet sich von der ersten Art dadurch, daß ihre Zufälle sich langsam entwickeln. Die unordentlichen Bewegungen, welche wie wir gesagt haben, die neugebohrnen Kinder ergreifen, und

selbst

selbst die Erwachsenen die von der ersten Art überfallen werden, zeigen sich in der andern erstlich mehrere Tage nach dem Anfang der Krankheit, sie kommen Stoßweise und dauren nicht lange, ihre Zwischenzeiten haben keine gleichförmige Ordnung, daß heißt, zu gewissen Zeiten sind sie öfterer, ein andermal lassen sie viel längere Zwischenzeiten unter sich. Eine sonderbare Erscheinung ist es, daß die Gegenwart gewisser Personen sie scheint öfterer hervorzubringen: denn ich habe es bemerkt, daß verschiedene Kranken heftig damit befallen wurden, wenn diese Personen ins Zimmer traten. In dem Starrsucht wovon hier die Rede ist, schliesen sich die Kinnbacken niemals vollkommen, und das Schlingen geht allzeit so ziemlich von statten; der Kranke kann nicht liegen, er muß sich aufgerichtet, oder halb sitzend auf einem Lehnstuhl halten; aber die Lage, die ihm an bequemsten zu seyn scheint, besonders wenn er ruhen will, ist, sich auf den Rand des Bettes auf dem Bauch zu legen, und die Füse zur Erde hangen zu lassen. Die Entwickelung des Fiebers ist der glücklichste Erfolg in dieser Art von Starrsucht. und würklich, ich habe bemerkt, daß alle diejenigen, die davon sind befreyet worden, haben gegen das Ende der Krankheit ein sehr starkes Fieber und überflüssige Schweise gehabt, durch welche die Natur sich von dem Krankheitszunder frey zu machen schien.

Ich habe schon gesagt, daß man diese Krankheit unter die langwierigen rechnen könnte; ich habe welche gesehn, die vier bis fünf Monate gedauert haben; aber ihre gewöhnliche Dauer ist zwey Monate, und wenn der Kranke nicht vor dieser Zeit stirbt; so entwischt er fast allzeit; oft erfolgt die Heilung nur nach und nach und sehr langsam. Zuweilen geschieht es auch, daß einige Glieder zeitlebens eine ausserordentliche Gestalt behalten, wegen den fortdauernden Krampf einiger Mußkeln; andere werden Krüpel; einige werden so verstellt, daß alle Theile des Leibes eine unförmliche Gestalt erhalten; so ist ein junger Neger in dem Krankenhause zu Cayenne, welcher viel Aehnlichkeit mit denen hat, die durch die englische Krankheit sind verstellt worden.

Ohnerachtet man in dieser Art von Starrsucht eine grose Anzahl von Mitteln braucht; so ist es dennoch wahr, daß die Heilung fast allzeit ein Werk der Natur zu seyn scheint; unterdessen haben einige Mittel, die ich in der ersten Art Starrsucht angewendet hatte, in dieser einige Erleichterung bewürkt: dergleichen sind zum Beyspiel einige besänftigende, als der Mohnsyrup (Syr. Diacodii) die schmerzstillenden Tropfen ꝛc. Ist das Fieber entwickelt; so sind die schweißtreibenden Mittel von größten Nutzen, sie dienen die Wärme zu vermehren, und den Schweiß zu befördern, welcher

cher das heilsamste Mittel in der Kur dieser Krankheit ist. Wenn die Zufälle gelinder und der Kranke scheint besser zu werden; so kann man gelind abführende Mittel, und erweichende Clystire brauchen.

Man hat noch sehr viele Mittel gegen diese Krankheit, viele Personen rühmen die heftigsten Purgirmittel, gleich in den ersten Tagen gegeben, wie auch reizende Clystire mit Tabak bereitet ꝛc. andre, wenn man es ihnen glauben kann, bedienen sich Opium in groser Menge in Brandwein aufgelößt, welches sie über den ganzen Leib einreiben lassen, mit Erfolg; andre versichern den Starrsucht geheilt zu haben indem sie Theriak über den ganzem Leib eingerieben hätten. Es geschieht sehr oft, daß alle diese Mittel keine Würkung thun, aber da man sie zuweilen in Fällen anwendet, wo die Natur Stärke genung hat, die Genesung alleine zu bewirken, so beredet man sich allezeit, daß die Heilung die Würkung der Mittel gewesen sey.

V. Beobachtung. Im Januar 1767 wurde ich zu einem Einwohner gerufen, um einen Neger zu besuchen, der erst vor 8 Tagen die grose Kur ausgehalten hatte, und nun mit einem Flusse auf der Brust befallen wurde. Nachdem ich die in solchen Fällen gewöhnlichen Mittel angewendet hatte, waren alle Zufälle der Krankheit am zehnten Tage verschwunden, und der Kranke befand sich vortreflich. Den zwölften Tag gieng dieser Neger gegen Abend aus, um sich auf einem Hafen, der gegen den Wall am Meerufer stieß, Bewegung zu ma-

chen, hier hielt er sich ohngefehr eine Stunde auf, darauf gieng er zurück, und legte sich ganz ruhig zu Bette; die Nacht über bekam er krampfige Bewegungen, die ihn zu verschiednenmalen überfielen, er wurde unruhig und schlief nicht. Den folgenden Morgen fand ich seine Kiefern etwas gespannt, und er konnte nur mit Mühe schlucken. Ich verordnete ihm einen öligten Trank, den man ihn nur mit äusserster Mühe hinunterbringen konnte. Kaum war ich aus dem Hause, als man mich schon wieder holte; ich lief zurück, und fand ihn in heftig krampfigen Bewegungen; als sie nachgelassen hatten, blieb der ganze Körper steif, wie eine eiserne Stange, und der Kranke schien von Sinnen zu seyn: dieser Zustand dauerte einige Stunden, darauf wurden Hände und Füße wieder biegsam, es blieb eine sehr gespannte Zusammenziehung der Muskeln des Unterkiefers, des Halses und des Rückgrades, und der Kranke konnte nur mit Mühe schlingen.

Da seine Zunge seit seiner lezten Krankheit beständig unrein war, und er oft Antrieb zum Brechen hatte; so glaubte ich, daß sein schlimmer Zustand von einigen übeln Unreinigkeiten in den ersten Wegen herkommen könnte, deßwegen entschloß ich mich, ihm drey Gran Brechmittel in zwey Gläsern Zimmtwasser zu geben; ich ließ ihm erstlich ein Glas nehmen, und dieses wurde nur mit vieler Mühe hinunter gebracht. Kurz darauf schlossen sich seine Kiefern so fest, daß es unmöglich war, das zweyte beyzubringen; in diesem Zustande wollte er nichts mehr schlingen; ich ließ ihm in Oel genezte Bäuschgen auf die Muskeln des Unterkiefers legen; ich ließ ein Gemische von Altheen und Pappelsalbe auf dem Rücken einreiben, ich befahl seinen Wärtern, zu versuchen, ob sie ihm ein wenig von einem öligten Opiattränkgen beybringen könnten. Der Kranke blieb einige Tage in diesem Zustande, und brachte weiter nichts hinunter, als eine sehr kleine Menge von diesem

Tränkgen mit einigen Löffeln Wein. Während dieser Zeit schlief er nicht, er war sehr unruhig und von unordentlichen Bewegungen angegriffen; seine Haut war mit einem klebrichten und fast kaltem Schweiße benezt; sein Puls war klein, langsam und etwas hart; kurz, er sprach nicht, und schien beym Anblick seiner liebsten Freunde und bey ihrem Geschrey ungerührt. Nach acht Tagen veränderte sich diese Lage ganz und gar; es erfolgte eine beträchtliche Erschlaffung an allen Theilen des Körpers; der Puls wurde fieberhaft, gros, der Kranke war betäubt, und gab kein Merkmal des Bewußtseyns oder der Empfindung von sich; die Kiefer waren nicht mehr so sehr geschlossen, und das Schlucken etwas leichter.

Seit der Zeit dieser Abspannung schienen die Clystire einige Würkung zu thun. Drey Tage vergiengen unter diesen Umständen, der Kranke hatte beständig ein kleines Fieber, mit hinlänglichen Schweißen; da er keine Nahrung zu sich nahm, so war er sehr schwach; den vierten Tag ließ ich ihm 4 Gran Mineralkermes mit einigen Löffeln Fleischbrüh nehmen, wovon er einen guten Theil zurück gab, weil er nicht gut schlingen konte; eine halbe Stunde nachher brach er einige Mundvoll sehr gelber Galle weg. Darauf entwickelte sich das Fieber mit vielmehr Stärke, als vorher. Die Schweiße brachen so stark hervor, daß er in zwölf Stunden das Hemde zehnmal wechseln mußte; er sprach einige Worte aus, und rief seine Mutter, um ihn etwas Fleischbrüh zu reichen, welches er seit seiner Krankheit noch nicht gethan hatte: noch mehr, den folgenden Morgen war er nicht nur im Stande zu reden, sondern auch aufzustehen, und herum zu gehen, welches alle in Erstaunen sezte, die ihn während seiner Krankheit gesehen, und alle Hoffnung aufgegeben hatten. Kurz, er wur-

de täglich besser; ich führte noch verschiedenemalen ab, und in Zeit von einem Monathe war er völlig geheilt.

Es hat das Ansehen, als wenn diese Beobachtung unter die erste Art von Starrsucht hätte müssen gesezt werden, wegen des Ganges ihrer Zufälle und der kurzen Dauer; aber die Art, wie sie sich endigte, bewog mich, sie unter die Starrsucht der zweyten Art zu setzen.

VI. Beobachtung. Gegen das Ende des Jahres 1767 befand sich ein Bootsknecht mit einem kleinen Canot auf einem kleinen Flusse in Cayenne, und scheiterte, indem er sich an einem der Ufer des Flusses zu retten suchte, versank er so tief in seinem Fahrzeuge, daß er sich gar nicht frey machen konnte, so, daß er bleiben mußte, bis man ihn herauszog. Er wurde sogleich in das Krankenhaus gebracht; er konnte sich nicht mehr regen, so hatte ihn seine vorige Anstrengung abgemattet, er blieb 8 Tage in diesem Zustand, und eben, da es schien besser mit ihm zu werden, zeigten sich die Zufälle der Starrsucht, aber auf eine so langsame Art, daß sich die Kiefern nur erstlich den zehnten oder zwölften Tag schlossen, die Muskeln des Halses und des Rückgrades waren ebenfalls um diese Zeit in einem etwas stark gespannten Zustand. Ich brauchte bey diesen Kranken ein Theil der Mittel, von den ich vorher Meldung gethan habe, aber sie hatten keine Würkung. Die unordentlichen Bewegungen der Glieder wurden gegen den 20ten Tag sehr stark, unterdessen sprach der Kranke und schluckte noch gut, sein Puls war ruhig und wenig fieberhaft; der Schweis war klebrich und beynahe kalt, das Athmen schien immer im natürlichen Zustande zu seyn. Den 30ten Tag zeigte sich eine kleine Fieberbewegung, worauf besser beschaffne Schweise

se erfolgten, die fieberhafte Bewegung hatte ganz unordentliche Zwischenzeiten, und wollte nicht stark werden; ich gab schweistreibende Mittel, die ich auf verschiedene Art änderte, aber alles war vergeblich. Ohngefehr 15 Tage lang wurde der Kranke viel besser, so lange er Fieber hatte und schwizte, aber so bald als eins und das andre nachließ, so kamen die Zufälle der Starrsucht wieder, wie zuvor. Endlich verschwand das Fieber nach und nach, und der Kranke starb 6 Wochen nach dem Anfang seiner Krankheit.

VII. Beobachtung. Im Monat August 1767 wurde ein Mann von ohngefehr 40 Jahren von der Starrsucht, nach einem im Lande gewöhnlichen Fieber befallen, weil er sich unvorsichtiger Weise der Seeluft ausgesezt hatte: er empfand sogleich eine beträchtliche Steifigkeit an dem untern Kinnbacken, die Bewegung der Zunge und das Schlingen wurde etwas schwerer, die Muskeln des Rücken spannten sich nach und nach. Alle diese Zufälle dauerten bis an den 8ten Tag, ohne daß der Kranke gehindert wurde, herum zu gehen, hierauf wurden sie etwas stärker, der Kranke konte nun nicht mehr liegen, noch auf seinem Lehnstuhle sitzen, er hielt sich beständig aufgerichtet, und etwas vorwärts gebogen; er hatte krampfige Bewegung, welche ihn zu unbestimmten Zeiten befielen, und die beym Anblick gewisser Personen beträchtlich zunahmen. Ich weiß, daß er allezeit sehr starke Bewegungen hatte, wenn ich ins Zimmer trat, und er hat mir mehrmals gestanden, daß er mich nicht ansehen könnte, ohne in Krämpfe zu fallen. ich war nicht der einzige, der diese sonderbare Würkung hervorbrachte; verschiedne Weiber, die gewohnt waren, ihn zu besuchen, machten beynahe eben den Eindruck auf ihn. In diesem Zustande blieb er ohngefähr 15 Tage, in welcher Zeit ich die schon gemeldeten Mittel anwen=

anwendete, aber sie hatten keine Würkung. Der Kranke ließ den Muth gar sehr sinken, und einige Weiber beredeten ihn, daß er sich zu einem Wundarzte in der Stadt tragen ließ, der behauptete, daß er gewisse zuverläßige Mittel gegen diese Krankheit hätte. Der Kranke ließ sich hintragen, und blieb drey Monathe bey ihm, ich weiß nicht, wie er ihn behandelt hat, aber er wurde von Grund aus geheilt. Einige Einwohner, und eine grose Anzahl Neger, behaupten untrügliche Mittel gegen diese Krankheit zu haben, die alle aus dem Pflanzenreiche gezogen würden, aber nach ihrer Meinung bringen sie keine gute Wirkung hervor, als bis sie von unwissenden Personen, oder vorzüglich von Negern angewendet würden; es brauchte sonst nichts, als daß ein Arzt oder Wundarzt sie einem Starrsüchtigen verschriebe, um diesen vorgegebnen sichern Mitteln ihre Kraft zu benehmen.

Es mag aber mit diesen Vorurtheilen seyn wie es will, so ist gewiß, daß unter der grosen Anzahl Kräutern, welche auf diesem weiten Festlande wachsen, es welche gebe, die grose Kräfte haben. Aber die Versuche damit müßten von aufgeklärtern Leuten gemacht werden, als es die Neger sind. Der größte Theil Leute, die in diesen Gegenden sich mit Heilung der Krankheiten abgeben, sind fast alle gegen die Güte dieser Mittel eingenommen, und verwerfen sie, ohne sie untersucht zu haben; unterdessen ist es ganz sicher, daß welche darunter sind, die oft erstaunende Würkung thun, ohnerachtet sie von Negern verordnet werden. Die wenige Hülfe, die uns die Heilkunst gegen diese grausame Krankheit gewähret, ist Bewegursache genung, die uns treibet, mit diesen verschiednen Mitteln Versuche zu machen. Zu Cayenne ist ganz gewis ein Neger, welcher die Starrsucht mit einigen Kräutern des Landes heilt, und er heilt sogar die

die von der ersten Art, welche die Erwachsnen befällt. Die Wahrheit, die mir allezeit lieb ist, läßt nichts hier zurück. Aus Wahrheitsliebe sage ich es hier, daß ich bey mehrern Heilungen bin Zeuge gewesen, die er bey Personen bewirkt hat, deren Krankheit ich für tödtlich erklärt habe, auch habe ich ihn sehen Pferde, die in einem beynahe verzweifelten Zustande waren, mit den nehmlichen Mitteln heilen.

Das Wohl der Menschheit fordert hier den Beystand der Regierung auf, die allezeit aufmerksam genug ist, um nichts verlohren gehen zu lassen, was den Menschen nützlich werden kann, kann den Neger dahin bringen, die Pflanzen, die er braucht, und die Art, wie er sie anwendet, Leuten von Kenntnissen in der Heilkunst bekannt zu machen, welche davon einen geschiktern und glücklichern Gebrauch davon machen würden. Ein wichtiger Umstand dabey ist, daß diejenigen Personen, welche vorgeschlagen würden, daß ihnen die Kenntniß dieses Mittels anvertrauet würde, unpartheyisch und von Vorurtheilen frey wären, und daß sie keine andere Absicht hätten, als das allgemeine Beste; dieses würde das Mittel seyn, die Wahrheit zu erfahren, und die Heilkunde mit einem neuen Mittel zu bereichern, das im Stande ist, die schrecklichste Krankheit zu bezwingen.

Der Neger, der dieses Mittel besitzt, ist auf der Wohnung des Herrn Dorviliers, Statthalters dieser Insel. Das beste Mittel ihn dahin zu bringen, das Mittel ohne die geringste Hinterhaltung bekannt zu machen, wäre, ihm die Freyheit zu versprechen, wenn das Mittel gut wäre. Diese Belohnung, die ohne Zweifel das gröste Gut ist, die man einen Sclaven zugestehen kann, wird ihn dahin bringen, keinen Umstand auszulassen, der zu der guten Würkung seines sichern Mittels nöthig ist. Die Freyheit wird ihm

nicht eher gegeben, bis man Versuche genung gemacht hätte, um von der Kraft überzeugt zu werden.

So sind auch die kleinsten Umstände, die ich glaubte ausführen zu müssen, in Rücksicht der Starrsucht, sowol derjenigen, welche neugebohrne, als auch derjenigen, die die Erwachsnen befällt. Ich wünsche eifrigst für das Beste der ganzen Menschheit sowol, als auch der Einwohner von Cayenne, daß die Aussichten, die ich in dieser Abhandlung gezeigt habe, erreicht werden mögten, und daß sie alle die Würkung, die man davon hoft, haben mögen. Die Zuneigung, die ich für eine grose Anzahl Einwohner dieser Colonie gehabt habe, und noch habe, erhält bey mir das Verlangen, ihnen allezeit nützlich zu seyn, und ich werde mit dem grösten Eifer alle Gelegenheiten ergreifen, wo ich ihnen deutliche Proben davon ablegen kann.
